

Die resistente Industrie

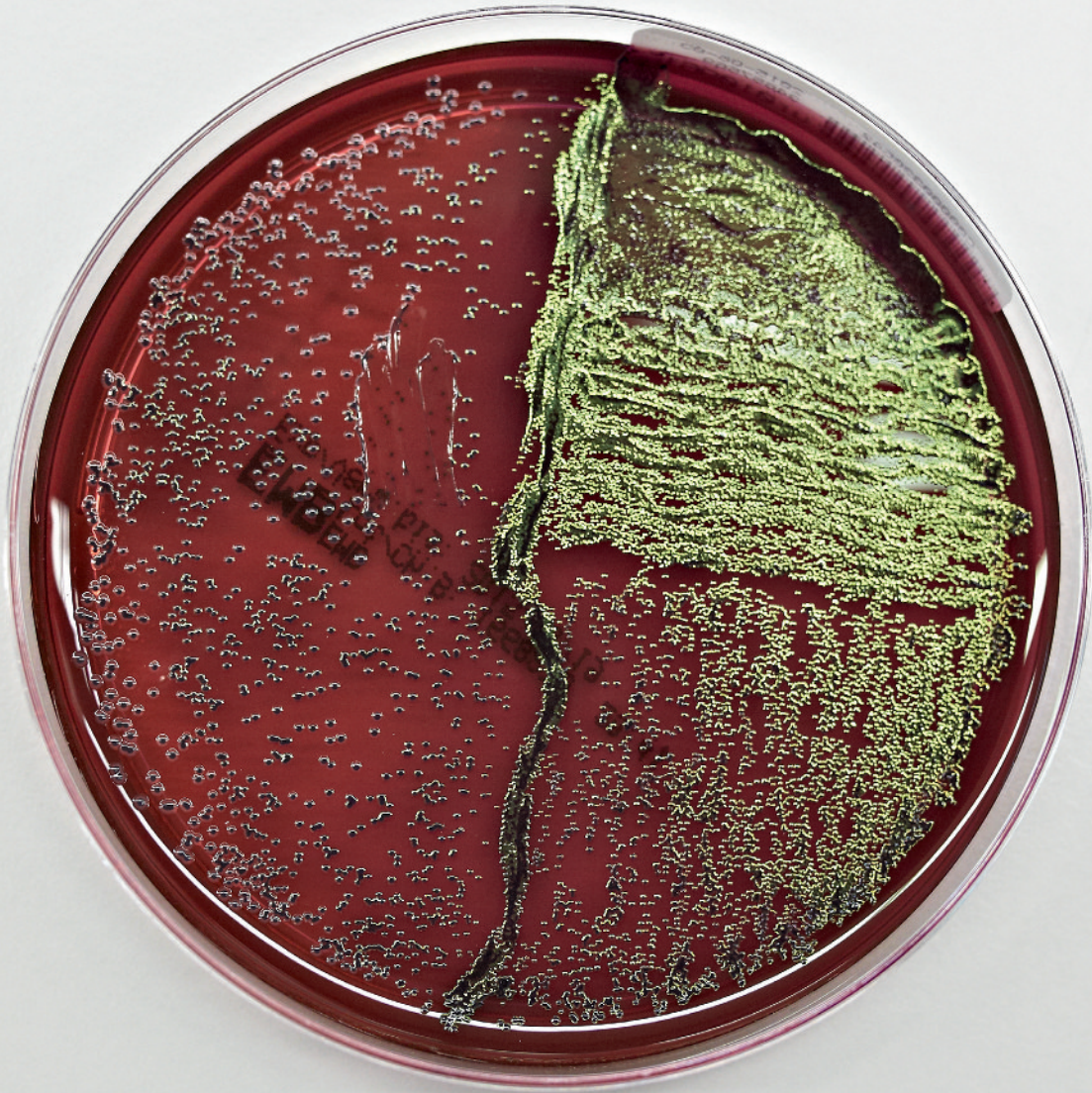


So ästhetisch können sich Salmonellen präsentieren – das sind die schwarzen Punkte

Bei der Entwicklung von Antibiotika versagt
die Logik der Ökonomie.
Das ist bedrohlich für die gesamte Menschheit.

Wie löst man das Dilemma?

Text: Dirk Böttcher, Mitarbeit: Ingo Eggert
Foto: Michael Hudler



Siebt grün aus und fühlt sich im Darm wohl: Escherichia coli

• Wir verdanken wirksamen Antibiotika rund 20 Jahre zusätzliche Lebenszeit. Ob wir damit auch künftig rechnen können, hängt vom Erfolg der Arbeit von Leuten wie Marc Gitzinger ab. Der junge Schweizer beteiligt sich an einem, wie die Weltgesundheitsorganisation (WHO) es nennt, „Wettlauf gegen die Zeit“: Er forscht an neuen Antibiotika.

Die großen Pharmakonzerne schienen darauf zuletzt nur wenig Lust zu haben. Denn Neuentwicklungen eines der wichtigsten Medikamente rechnen sich nicht für große Unternehmen. Die Hoffnung ruht auf kleinen Firmen wie Bioversys, die Gitzinger zusammen mit einem Studienfreund in Basel gründete. Das Kapital stammt von privaten und institutionellen Investoren. Der Firmensitz im Technologiepark an der Hochbergerstraße verströmt Start-up-Atmosphäre: junge Leute, legere Klamotten, lockeres Auftreten. Ihr Thema aber ist ernst: Hinter den Labortüren lagern Krankheitserreger aus diversen Kliniken, bei denen die heute verfügbaren Antibiotika in der Behandlung von Lungenentzündungen, Tuberkulose oder Harnwegsinfekten versagen. Solche Resistenzen nehmen weltweit zu. Sie stellen die gesamte moderne Medizin infrage. Gitzingers Idee ist es, vereinfacht gesagt, die Resistenzen in Bakterien auszuschalten.

Im Jahr 2013 erkrankten in den USA etwa zwei Millionen Menschen durch multiresistente Bakterien. 23 000 starben an diesen Infektionen. In der EU wird die Zahl solcher Todesfälle auf 25 000 pro Jahr geschätzt, in Deutschland auf 6000. Das sind die weniger betroffenen Regionen.

In Indien sterben jährlich mehr als 50 000 Säuglinge durch Bakterien, denen mit Antibiotika nicht mehr beizukommen ist. Laut einer Studie der renommierten Privatklinik Sir Ganga Ram in Neu-Delhi lag der Anteil der Neugeborenen mit resistenten Keimen im Blut dort bei nahezu 100 Prozent. Bei einer Schwächung des Immunsystems können sie schwer behandelbare Erkrankungen auslösen. In Südeuropa stieg der Anteil sogenannter Carbapeneme-Resistenzen bei Erregern von Lungenentzündungen zwischen 2009 und 2011 drastisch: in Italien auf mehr als ein Viertel, in Griechenland auf mehr als die Hälfte. Carbapeneme zählen zu den letzten heute verfügbaren Reserve-Antibiotika. Danach ist der Köcher leer.

Wissenschaftler und Politiker warnen vor einer Post-Antibiotika-Ära; die Lebenserwartung der Menschen könnte sich dann nach Meinung einiger Mediziner halbieren. Der Ruf nach neuen Antibiotika wird immer lauter. In diesem Jahr stand das Thema auf der Agenda des G7-Gipfels in Deutschland. Aber die Wirtschaft liefert nicht, heißt es.

Der Pharmariese Pfizer schloss im Jahr 2011 seine Forschungsabteilung für Antibiotika in Connecticut in den USA aus finanziellen Gründen. Bereits 2004 begann der Konkurrent Bristol-Myers Squibb als letzter der großen Konzerne, die Produktion von Antibiotika in den USA aufzulösen. Aventis, heute Sanofi, Roche oder Eli Lilly hatten die Entwicklung neuer Antibiotika



Will Bakterien einfach ausschalten: Marc Gitzinger

schon in den Neunzigerjahren aufgegeben. Eine der wenigen Produktionsstätten für Penicillin in der westlichen Welt befindet sich heute noch in Frankfurt-Höchst. Die Novartis-Tochter Sandoz wird diesen aufgrund des Preisverfalls für den Wirkstoff bis Ende 2016 schließen.

Zahl der Unternehmen unter den 50 größten Pharmakonzernen, die 1990 Antibiotika erforschten und entwickelten: 18

Zahl der Unternehmen unter den 50 größten Pharmakonzernen, die heute Antibiotika erforschen und entwickeln: 6

Es geht in diesem Text nicht um die Frage, wann Antibiotika verschrieben werden sollten und wann nicht. Nicht um den irrwitzigen Einsatz in der Tiermast, der bis zu 70 Prozent der weltweiten Produktion verschlingt und die Häufung von Resistenzen maßgeblich verursacht. Es geht um die nüchterne Ökonomie und die Frage, warum sich die Pharmaindustrie so schwertut, neue Antibiotika zu entwickeln, obwohl mehr als sieben Milliarden potenzieller Kunden diese dringend benötigen. Das mutet paradox an, müssten die zunehmenden Resistenzen in der Logik der Ökonomie doch eine veritable Nachfrage bedeuten.

Paradox werden Aussagen genannt, die unauflösbare Widersprüche enthalten. Die Ökonomie der Antibiotika offenbart gleich drei solcher Widersprüche und illustriert damit eindrucksvoll, wie die Logik der Märkte den Bedürfnissen der Weltge-

meinschaft mitunter entgegensteht. Die Welt braucht dringend neue Medikamente, doch die Entwicklung lohnt sich für die Industrie nicht.

Paradox ist weiterhin, dass Politiker, Wissenschaftler und die Öffentlichkeit einen sparsameren Einsatz von Antibiotika fordern, diese aber von profitorientierten Unternehmen produziert werden sollen – die selbstverständlich auf immer mehr Absatz aus sind. Daher hängt die Lösung des Problems auch vom Erfolg der Arbeit von Leuten wie Kevin Outterson ab. Das Thema des Jura-Professors der Boston University sind nicht Arzneien, sondern Gesetze. Die braucht es genauso dringend im Kampf gegen resistente Keime. „Die Krux jedes Antibiotikums ist doch, dass es umso schneller seine Wirksamkeit verliert, je häufiger wir es einsetzen“, sagt er. Nur gibt es noch kein Geschäftsmodell, um mit einem Produkt Geld zu verdienen, indem man es möglichst wenig verkauft.

Der dritte Widerspruch liegt darin, dass öffentliche Institutionen kaum noch mit den Pharmaunternehmen – an die appelliert wird, neue Antibiotika zu entwickeln – zusammenarbeiten wollen. Und zynisch erscheint, dass wir in der westlichen Welt über den zu häufigen Einsatz der Medikamente streiten, während weltweit viele Menschen sterben, weil sie über keine verfügen.

Todesfälle bei Kindern durch Lungenentzündung weltweit pro Jahr: 1 800 000

PARADOXON I

Für die Menschheit überlebenswichtig,
für die Wirtschaft uninteressant

Ursula Theuretzbacher gilt als eine der führenden Expertinnen auf dem Gebiet der Antibiotika und arbeitet als freie Wissenschaftlerin in Wien. Von dort aus liefert sie das wissenschaftliche Know-how für diverse öffentliche Förderprogramme, koordiniert internationale Forschungsprojekte, schreibt Fachartikel, berät Institutionen und Unternehmen. Besuch empfängt sie im Arbeitszimmer ihrer Wohnung. Die Wände sind mit Bücherregalen vollgestellt. Sie ärgert sich, jüngst ihre gesammelte Antibiotika-Literatur der Siebzigerjahre entsorgen zu haben: „Die Siebziger und alles davor sind gerade wieder hochaktuell. Kurzfristig können wohl nur vergessene Antibiotika helfen, die für Jahrzehnte kaum mehr verwendet wurden, aber gegen multiresistente Bakterien wirksam sind.“

Warum rechnet es sich für die Konzerne nicht, neue Antibiotika zu entwickeln, Frau Theuretzbacher?

Ursula Theuretzbacher: Es rechnet sich schon, aber anderes rechnet sich mehr. Die Unternehmen erzielen mit Wirkstoffen

gegen Krebs, Hepatitis C oder Bluthochdruck höhere Preise und Absatzzahlen. Ausgerechnet die außergewöhnliche medizinische Wirksamkeit der Antibiotika ist kommerziell ein Nachteil. Im Normalfall ist man nach sieben Tagen gesund. Bluthochdruck behandelt man ein Leben lang. Außerdem werden neue Wirkstoffe nicht nur in Europa oder Nordamerika, sondern vor allem in Südostasien und Afrika gebraucht, dort kann die Industrie aber nicht die gewünschten Preise erzielen.

Wo ist die Lage noch bedenklich?

Im Nahen Osten und in Südeuropa, zum Beispiel Griechenland und Italien, dort treten täglich Infektionen durch resistente Keime auf, die nicht behandelt werden können.

Gibt es keine guten Nachrichten?

Zumindest erkennen wir, was nicht funktioniert. Die Forschung hat in den zurückliegenden 15 Jahren neue Wirkstoffe durch gentechnische Methoden oder in synthetischen Stoffen gesucht, ►

Kühle Analytikerin: Ursula Theuretzbacher



das war offensichtlich eine Sackgasse. Nun konzentrieren sich viele wieder auf natürliche Stoffe wie das Penicillin.

Wer wird die nötigen Medikamente liefern?

Nicht die großen Konzerne, sondern kleine Firmen, die in der Nische Forschungen und Entwicklungen voranbringen, bis sie für die Großen interessant werden. Um diese Entwicklungen an der Basis zu fördern, hat die Politik nun immerhin einige Programme aufgelegt.

Zurzeit sind etwa 36 neue Antibiotika in der Entwicklung. Nur wenige stammen aus den Laboren großer Konzerne. Den überwiegenden Teil der Arbeit leisten kleine Unternehmen, von denen mehr als die Hälfte noch nicht einmal Umsätze verzeichnet. Eines davon ist Bioversys. 2009 erhielt Marc Gitzinger dafür die schweizerische Förderung „Venture Kick“. 2,5 Millionen Franken sammelte er als Startkapital ein. Die Investoren erwarten kein Produkt von Bioversys, auch keine Umsätze. Die Wette läuft auf eine Übernahme durch einen der Pharmariesen.

Damit sie aufgeht, muss Gitzinger seiner Idee, die Resistenzen bei Bakterien einfach auszuschalten, einen wichtigen Schritt näherkommen. Dann bräuchte die Welt keine neuen Antibiotika. „Die bewährten Medikamente würden wieder wirken, wenn wir die Abwehr der Erreger blockieren.“

Die Arbeit an neuen Antibiotika nennt Gitzinger ein Abenteuer. „Alle einfachen Wege der Bakterienbekämpfung sind entdeckt, jetzt suchen wir die komplizierten.“ Einiges ginge schneller, gäbe es mehr Fachleute. „Chemiker und Biologen mit besonderen Kenntnissen in der Mikrobiologie sind im Vergleich zu Experten in der onkologischen Forschung schwer zu finden, weil in Fachgebieten wie der Krebsforschung mehr Gelder zur Verfügung stehen“, sagt er. Um diesen Nachteil auszugleichen und nicht am Bedarf vorbeizuforschen, arbeitet Bioversys eng mit Kliniken zusammen. Von dort erhält man etwa die Erreger für die Forschung. „Es ist wichtig, dass die Bakterien schon einmal im Patienten waren“, sagt Gitzinger. „Sie reagieren dann anders.“

Bioversys ist dem Verbund BEAM Alliance (Biotechs of Europe innovating Anti-Microbial Resistance) beigetreten, das sind 40 kleine und mittlere Firmen aus zwölf Nationen, die sich für einen Fonds einsetzen, aus dem ihre Forschung unterstützt werden soll. Die BEAM-Mitglieder arbeiten derzeit an mehr als 100 Substanzen. 20 davon sind bereits in der klinischen Entwicklung. Bis dahin will es auch Gitzinger mit seinem „schlauem Molekül“ schaffen, das bei den Bakterien den Resistenzschalter betätigt. Dann müssen sie wegen der hohen Kosten mit großen Partnern kooperieren und Patente auf Moleküle, Verfahren oder das gesamte Geschäft verkaufen.

Bislang vereinbarte GlaxoSmithKline einen Kooperationsvertrag mit Bioversys für die Entdeckung von Wirkstoffen gegen Tuberkulose-Erreger, die in Osteuropa besonders tückische Re-



Achtung: In diesem Kühlschrank befindet sich das Bakterium Staphylococcus Aureus (MRSA), das zum Beispiel eine Lungenentzündung auslösen kann

sistenzen bilden. Die Branche scheint wieder Appetit zu bekommen, das zeigte im vergangenen Jahr die Übernahme des Antibiotika-Herstellers Cubist durch den US-Konzern Merck: 9,5 Milliarden US-Dollar war den Amerikanern einer der führenden unter den kleinen Wettbewerbern wert. Dessen Portfolio stammt zum großen Teil aus der Übernahme von Wirkstoffen, deren Rechte Eli Lilly Ende der Neunzigerjahre an Cubist verkauft hatte. Merck erwartet künftig Antibiotika-Umsätze von mehr als einer Milliarde Dollar im Jahr.

Der Konzern Sanofi, der sich in den Neunzigerjahren aus dem Geschäft verabschiedete, forscht neuerdings wieder zusammen mit der Fraunhofer-Gesellschaft an natürlichen Wirkstoffen. Die Schweizer Roche investierte circa 16 Millionen Dollar in Projekte mit Start-ups wie der amerikanischen Spero Therapeutics (ebenso GlaxoSmithKline) oder Polyphor aus Basel. Resultieren daraus Medikamente, würden jeweils bis zu 175 Millionen Dollar fällig. Zudem fährt Roche die 1999 im eigenen Haus beendete Antibiotika-Forschung wieder hoch. Wirkstoffe aus der eigenen Krebs-

forschung sollen künftig Bakterien bekämpfen. Die Untätigkeit in der Vergangenheit erklärt Janet Hammond, verantwortlich für die Forschungen zu Infektionskrankheiten, mit den ökonomischen Zwängen, aber auch einem fatalen Irrglauben: „Wir wähten uns zu sehr in Sicherheit, dachten, wir hätten mit den vorhandenen Medikamenten alles unter Kontrolle.“

Vor gut fünf Jahren häuften sich die Fälle, in denen auch bislang sichere Kombinationen verschiedener Wirkstoffe versagten. Spätestens da wusste man: Es gibt ein Problem. Ob daraus auch wieder ein Geschäft werden könnte, prüfte Roche 2012 und arbeitet seitdem an potenziellen Wirkstoffkandidaten.

Blutige Nasen

Rolf Hömke, Sprecher des Verbandes der Forschenden Arzneimittelhersteller, sieht die Lage berufsbedingt positiv und vermutet bei der Öffentlichkeit das Gegenteil. Besonders aus mitteleuropäischer Sicht sei der Eindruck etwas verzerrt, da sich mit Aventis (heute Sanofi), Roche, Bayer und Grünenthal gleich vier in Deutschland ansässige Konzerne aus der Antibiotika-Entwicklung zurückzogen. „Wirklich aufgegeben wurden die Forschungen aber gar nicht“, versichert Hömke. Roche etwa gründete das Antibiotika-Geschäft nur aus, die Tochter Basilea brachte 2014 ihr erstes Antibiotikum auf den Markt und hat weitere in der Pipeline. Bei Bayer ist es ähnlich.

Allerdings kamen Ende des vergangenen Jahrhunderts kaum noch wirklich neue Wirkstoffklassen auf den Markt. Hömke erklärt diesen Fakt zur medizinisch sinnvollen Strategie: „Es existierten einfach eine Reihe hervorragender Wirkprinzipien, die weiter verändert wurden, sodass sie für immer mehr und auch schwer bekämpfbare Bakterien anwendbar wurden. Als wirksam



„Wir wähten uns in Sicherheit“: Janet Hammond von Roche in Basel

anerkannte Substanzen erfuhren Updates oder wurden neu kombiniert, immer mehr Infektionen wurden behandelbar, einige Resistenzen erfolgreich überwunden.“ Hömke räumt jedoch auch Probleme ein, spricht von „Dünnstellen“, spezifischen Erregern mit Resistenzen, gegen die aktuell nur noch ein oder zwei Wirkstoffe existieren. „Da drängt die Zeit, neue Therapieansätze zu entwickeln.“

Der Bedarf sei eklatant, und das hätten die Konzerne laut Rolf Hömke auch erkannt: „Seit der Jahrtausendwende wurden wieder verstärkt neue Wirkstoffklassen eingeführt.“ Die Unternehmen forschen heute fokussierter als früher: Statt an sogenannten Breitband-Medikamenten, die gegen möglichst viele Keime wirken, werden Antibiotika nun oft auf spezielle Erreger zugeschnitten. Neu sind auch sogenannte Resistenzbrecher, Präparate der zweiten oder dritten Wahl, die nur eingesetzt werden, wenn bisherige Wirkstoffe nicht wirken.

Mit der Arbeit an neuen Medikamenten setzt auch ein neues Denken ein. „Früher forschte jedes Unternehmen für sich, und viele holten sich eine blutige Nase“, sagt Hömke. „Wir erleben jetzt zum ersten Mal, dass ganze Gruppen von Unternehmen kooperieren. Man öffnet die Bücher, lernt zumindest von den misslungenen Ansätzen der anderen. So etwas hat es nie zuvor gegeben.“ Er ist überzeugt, dass die Industrie auf die dringend benötigten Arzneien „hinarbeite“.

Aber auch dann muss beantwortet werden, was er die „große Frage“ nennt: Wie lassen sich Gewinne trotz geringer Umsätze erzielen? Schließlich gilt es als allgemein anerkanntes Ziel, Antibiotika künftig so wenig wie möglich einzusetzen. ▶

Ein Blick ins Labor bei Bioversys in Basel



Die Geschichte der Antibiotika-Industrie

Die Geißel der Infektionskrankheiten schien gebannt, als in den Vierzigerjahren eine Industrie entstand, die aus den Erkenntnissen Alexander Flemmings über antibakteriell wirkende Substanzen des Schimmelpilzes *Penicillium chrysogenum* ein massentaugliches Produkt machte. In gewaltigen Behältern wurde dieser Pilz seitdem mit Güterzug-Ladungen von Zucker und Stärke zur Produktion von Penicillin durch Fermentation angeregt.

Die heute existierenden Antibiotika verdanken wir einer Industrie, deren Grundstein während des Zweiten Weltkriegs gelegt wurde. Wegen der Wundinfektionen auf den Schlachtfeldern war die Nachfrage nach Antibiotika enorm. Unternehmen wie Pfizer lieferten. Die Profite waren gigantisch. Das, was wir heute Zulassungskontrollen nennen, steckte noch in den Kinderschuhen. Die sogenannte Goldene Ära der Antibiotika sorgte für eine Flut immer neuer Wirkstoffe und Kombinationen. Resistenzen, die es auch damals schon gab, wurden kaum wahrgenommen.

Jahr, in dem industriell hergestelltes Penicillin erstmals eingesetzt wurde: 1941

Zeitpunkt, zu dem die ersten Resistenzen nachgewiesen wurden: 1944

Jahr, in dem die Nachfolgesubstanz Methicillin entwickelt wurde: 1959

Jahr, in dem die erste Resistenz dazu nachgewiesen wurde: 1961

Die Anforderungen für die Zulassung neuer Wirkstoffe stiegen mit der Zeit, die Preise fielen. Patente liefen aus, billige Generika ersetzten teure Medikamente. In den Achtzigerjahren begann China, mit staatlichen Subventionen pharmazeutische Produkte wie Antibiotika als billige Massenware herzustellen. Indien folgte dem Beispiel. Die Produktion im Westen war nicht mehr rentabel. Die Konzerne zogen sich aus dem Geschäft zurück oder verlagerten es nach China und Indien, wo nun unter teilweise grotesken Bedingungen gewaltige Mengen Antibiotika produziert werden, die Straßenhändler vor Ort verkaufen oder in den Tiernastanlagen, Krankenhäusern und Apotheken in aller Welt landen. In den Gewässern rund um die Fabriken im indischen Hyderabad wurden Antibiotika-Konzentrationen gemessen, die höher waren als die Werte im Blut eines in Therapie befindlichen Menschen.

PARADOXON II

Sparsam einsetzen müssen, viel verkaufen wollen

Kevin Outterson nutzt dafür das schöne Wort „Delinkage“. Der Jurist der Boston University ist Mitglied der Arbeitsgruppe Resistenzen am Centers for Disease Control and Prevention. Er begleitet die Bemühungen der US-Regierung, die Industrie zu einer Wiederaufnahme ihrer Aktivitäten zur Abwehr von Infektionskrankheiten zu bewegen, Mechanismen für den verantwortlichen Einsatz und eine gerechte Verteilung in der Welt zu entwickeln. Mehr als eine Milliarde Dollar hat die Regierung in entsprechende Programme investiert. Über private Stiftungen und staatliche Institutionen können Unternehmen diese Mittel beantragen.

Summe, die GlaxoSmithKline 2013 als erster Konzern vom US-Gesundheitsministerium für die Entwicklung neuer Antibiotika erhielt, in Millionen Dollar: 200

Neben Geld braucht es aber auch ein anderes Geschäftsprinzip, das Umsatz und Gewinn trennt. Dieses Problem wird umso drängender, je mehr Geld die großen Unternehmen wieder in die Hand nehmen: Merck hat gerade mehr als neun Milliarden Dollar in das Geschäft mit Antibiotika investiert. Kevin Outterson schlägt Private Public Partnerships wie bei Infrastrukturvorhaben vor. Unternehmen erhalten demnach für zehn Jahre einen Forschungsetat vom Staat, der dann über den Einsatz der neu entwickelten Antibiotika bestimmt. Gemeinsam mit Institutionen wie der Weltgesundheitsorganisation könnte etwa entschieden werden, die Wirkstoffe nur in Afrika einzusetzen oder sie als Reserve zurückzuhalten. Das wertvollste Antibiotikum ist schließlich immer das, welches noch nie eingesetzt wurde.

Viel Zeit für diese Entscheidung bleibt nicht, sagt Outterson: „Was wir heute nicht angehen, kostet morgen richtig Geld.“ Und kleine Schritte reichten nicht. „Wir brauchen jetzt das ganz große Paket.“

Forschung gegen Garantien

Ein solches versprochen die Staatsoberhäupter der großen Industrienationen zuletzt beim G7-Gipfel in Deutschland. Die Bundesregierung hat zu diesem Event ein Zehn-Punkte-Programm formuliert, das auf zwei Kernthemen zielt: Hygiene und bewusster Einsatz der Medikamente. Die bislang eingeleiteten Maßnahmen dürften aber im Wesentlichen Fehler der Vergangenheit ausbügeln. Ein Beispiel wären Lehrstühle für Hygiene, die in den vergangenen Jahren weitgehend abgeschafft wurden und nun wieder neu etabliert werden müssten. Die Entwicklung neuer Antibiotika steht in der Zehn-Punkte-Liste erst an achter Stelle. ▶

Jährliche Kosten im Gesundheitssystem der USA durch Antibiotika-Resistenzen, in Milliarden Dollar: 20

Geschätzte Kosten für die ausreichende Förderung der Antibiotika-Entwicklung der kommenden zehn Jahre, in Milliarden Dollar: 16–37

Anteil der Summe am globalen BIP, in Prozent: 0,002–0,005

Geschätzter Rückgang des globalen BIP aufgrund von Infektionen durch multiresistente Keime in 2050, in Prozent: 2,24

Geschätzte Gesamtausgaben pro Jahr für Antibiotika weltweit, in Milliarden Dollar: 40

Zahl der in Entwicklung befindlichen Antibiotika, die gegen die meisten der als „ernsthafte Gefahr für den Menschen“ eingestuft multiresistenten gram-negativen Bakterien wirksam sind: 3

Geschätzte Zeit bis zum möglichen Markteintritt, in Jahren: 10 bis 15

Durchschnittlicher Zeitraum zwischen Beginn der Forschung bis zum Einsatz eines Antibiotikums, in Jahren: 15

Durchschnittlicher Zeitraum zwischen Beginn der Forschung an einem Antibiotikum und dem ersten Profit, in Jahren: 23

Anteil der erforschten Wirkstoffe, die es bis zur Marktzulassung schaffen, in Prozent: 1,5 bis 3,5

Summe der Jahresumsätze der zehn größten Pharmakonzerne, in Milliarden Dollar: 429,4

Summe der jährlichen Profite der zehn größten Pharmakonzerne, in Milliarden Dollar: 89,8

Summe der Kosten für Forschung und Entwicklung der zehn größten Pharmakonzerne, in Milliarden Dollar: 65,8

Summe der Kosten für Marketing der zehn größten Pharmakonzerne, in Milliarden Dollar: 98,3

Summe, die die EU und die USA gemeinsam zur Förderung der Forschung an Antibiotika gegen multiresistente Bakterien aufbringen, in Milliarden Dollar: 0,4

Zahl der Antibiotika, die für 88 Prozent der heutigen Verschreibungen stehen: 19

Davon in jüngster Zeit entwickelt: 0

Umsätze für ein typisches Antibiotikum, die durch eine zweijährige Patentverlängerung zusätzlich erzielt werden könnten, in Millionen Dollar: 450

Dauer von Zulassungstests:

Vorklinische Phase: 66 Monate

Phase I: 11 Monate plus 3 Monate Pause bis Phase II

Phase II: 13,5 Monate plus 6 Monate Pause bis Phase III

Phase III: 22 Monate plus 6 Monate Pause bis Zulassungsverfahren

Zulassung: 9 Monate

Folgelassung für Pädiatrie und Folgetests: 36 Monate

Durchschnittliche Erfolgsrate für Vorklinische Phase, in Prozent: 17,3

Durchschnittliche Erfolgsrate für Phase I, in Prozent: 33

Durchschnittliche Erfolgsrate für Phase II, in Prozent: 59,3

Durchschnittliche Erfolgsrate für Phase III, in Prozent: 75,8

Durchschnittliche Erfolgsrate für Zulassungsverfahren, in Prozent: 79,7

Durchschnittliche Kosten für Vorklinische Phase, in Millionen Dollar: 10,6

Im Oktober trafen sich die Gesundheitsminister der G7-Staaten mit dem Bundesgesundheitsminister Hermann Gröhe, um auf internationaler Ebene strikte Regeln für den Einsatz von Antibiotika zu erreichen. Der Branchenverband VFA fordert eine Kosten-erstattung für die Krankenhäuser, die neuartige Antibiotika einsetzen. Die üblichen Fallpauschalen decken dies bisher nämlich nicht ab.

Die Europäische Union stellte bereits 2008 imposante zwei Milliarden Euro für das Programm Innovative Medicines Initiative (IMI) bereit, etwa die gleiche Summe zahlten die europäischen Arzneimittelkonzerne in Form von Sachleistungen ein. Seit 2014 beläuft sich das Budget auf 3,3 Milliarden Euro. Mehr als 1000 Unternehmen, Forschungsinstitute, Patientenorganisationen und Regulierungsbehörden sollen im Verbund die Entwicklung neuer Medikamente voranbringen, ausdrücklich auch neue Antibiotika. Erfolge stehen noch aus. Dafür gibt es Kritik, das Netzwerk agiere intransparent und nur zum Wohl der Konzerne.

Die Lücke zwischen gesellschaftlichem Bedarf und der ökonomischen Logik sieht Tim Eckmanns, der sich beim Robert-Koch-Institut und der Weltgesundheitsorganisation (WHO) um das Thema Antibiotika kümmert, aber weiterhin. „Wir erleben, dass neue Antibiotika immer wieder als First-Line-Präparat beworben werden.“ Wissenschaftler wie Eckmanns würden sie aber lieber aufsparen. „Am liebsten hielten wir es als Reserve zehn Jahre unter Verschluss.“

In diesem Fall aber verkaufen die Unternehmen vor Ablauf des Patents kein einziges Medikament. Gehen sie aggressiv damit auf den Markt, laufen sie Gefahr, dass ein neues Antibiotikum aufgrund des zu intensiven Einsatzes schon nach kurzer Zeit durch eine Resistenz unwirksam wird.

PARADOXON III

Medikamente fordern, aber nicht zusammenarbeiten wollen

Viele fragen sich daher, ob die Industrie überhaupt der richtige Partner ist. Wer nur an Profite denkt, denkt der auch an das große Ganze? Das Bundesgesundheitsministerium teilt seine Fördermittel längst vor allem innerhalb der akademischen Zirkel aus, mit ausdrücklichem Ausschluss kommerzieller Unternehmen. Institutionen wie das Robert-Koch-Institut kooperieren grundsätzlich nicht mit Partnern aus der Industrie. Für den Infektiologen Mathias Pletz vom Universitätsklinikum Jena ist es ein großes Ärgernis, dass die Gräben zwischen akademischer und kommerzieller Forschung immer breiter werden. „Dabei müssten wir enger zusammenrücken, um von der Industrie die Medika-

mente zu bekommen, die wir brauchen.“ Um dies zu verstehen, bräuchten die Pharma-Verantwortlichen, denen häufig die praktische Erfahrung am Krankenbett fehle, die Hinweise aus der Medizin, damit nicht Millionen in Substanzen investiert werden, die Patienten nicht helfen.

In der Praxis aber gelten Wissenschaftler, die sich zu sehr mit der Industrie einlassen, oft als nicht integer und werden in der akademischen Arbeit schnell ausgebremst. „Das Image der Industrie ist einfach desolat“, sagt Pletz. „Sie gilt als der Partner, der nur den Profit im Sinn hat und dafür über Leichen geht.“

Die Distanzierung reicht so weit, dass Wissenschaftler, die mit Unternehmen zusammenarbeiten, teilweise keine überregionalen Behandlungsleitlinien formulieren dürfen. Da die Industrie aber meist mit den führenden Spezialisten von den Hochschulen kooperiert, um die Entwicklung neuer Substanzen möglichst effektiv zu gestalten und Fehlentwicklungen zu vermeiden, werden wichtige Gesetze, Verordnungen oder Leitlinien nun oft von Fachleuten aus der zweiten Reihe oder gar politischen Vertretern erarbeitet. Die Praxistauglichkeit einiger Leitlinien zum Beispiel aus den USA habe in den vergangenen zehn Jahren durch eine übermäßige Political Correctness deutlich abgenommen, sagt Pletz.

Welche Rolle spielen die staatlichen Institutionen eigentlich? Schließlich wird auch dort geforscht. Im vergangenen Jahr etwa isolierten Forscher des Helmholtz-Instituts für Pharmazeutische Forschung Saarland (HIPS) und des Helmholtz-Zentrums für Infektionsforschung in Braunschweig zwei Substanzen aus Bodenbakterien, die sich als hochwirksam gegen multiresistente Staphylokokken erwiesen. Die sogenannten MRSA sind gefürchtete Verursacher von Krankenhausinfektionen. Könnte staatliche Forschung hier zu einer Lösung führen?

Das ist unwahrscheinlich. Der Weg von der Entdeckung einer wirksamen Substanz bis zum anwendbaren Medikament ist mit

Grundlagenforschung am Universitätsklinikum Jena





Setzt auf die Kooperation mit der Pharmaindustrie: Mathias Pletz

der Spanne zwischen der Erfindung des ersten Flugapparats bis zum ersten Schritt auf dem Mond vergleichbar. Professor Rolf Müller, Geschäftsführender Direktor des HIPS, weist daher bereits in der Pressemitteilung zur Entdeckung des Wirkstoffs darauf hin, dass für die Entwicklung eines Medikaments „eine Pharmafirma als Partner gefunden werden müsse“. Das Feld für die nicht kommerzielle Wissenschaft bleibt die Grundlagenforschung.

Mathias Pletz teilt diese Einschätzung. Er beobachtet, dass viele gute Substanzen, die in den Laboren der Wissenschaftler entdeckt wurden, den Patienten wohl nie zugutekommen werden, weil die Kosten, um daraus ein Medikament zu entwickeln, zwei- bis dreistellige Millionenbeträge erreichen. Daher sei man auf Partnerschaften mit der Industrie angewiesen. „Sonst kommen wir über kleine Projekte nicht hinaus, schaffen nie etwas Großes.“

Pletz forscht auch an Antibiotika. Sein Fokus liegt unter anderem auf alten Präparaten aus den Sechzigerjahren, die nie auf den Markt kamen. Doch die Erforschung ihres möglichen Nutzens ist so teuer, dass akademische Forscher sie ohne Industriebeteiligung kaum noch leisten können. Die Zulassungsbehörden

interessierten sich überdies mehr für die Nebenwirkungen als für die Wirksamkeit einer neuen Substanz. „Das System“, sagt Pletz, „kontrolliert sich zu Tode.“

Der perfekte Sturm

Noch größer ist die Not in armen Ländern. Damit sind wir bei Timothy Walsh, Professor für Mikrobiologie an der Universität von Cardiff. Er gelangt mit seinen Studien regelmäßig in internationale Medien. Dazu zählen die genannten Resistenzraten bei Säuglingen in einer indischen Privatklinik von fast 100 Prozent.

Das Thema der Antibiotika ist für ihn eine Frage der Perspektive. Was er damit meint, illustriert er mit zwei Zahlen: 10,3 und 1,3. Der erste Wert ist der prozentuale Anteil der öffentlichen Ausgaben am Bruttoinlandsprodukt der für das Gesundheitssystem in den Niederlanden aufgewendet wird, der zweite der für Indien. „Resistenzen haben vor allem mit der Frage zu tun, wie viel Geld ein Staat in sein Gesundheitswesen investiert.“ Um Länder wie die Niederlande, Deutschland oder Schweden sorgt er sich daher nicht. Sie seien in der Lage, zu tun, was getan werden muss. Das wird aber nicht reichen, wenn anderswo nicht ebenso viel getan werden kann.

Walsh fahndet vor allem in Südostasien nach Resistenzen. In Pakistan wies er diese bei 95 Prozent seiner 2000 Probanden gegen ESBL-bildende Bakterien nach. Rechnet man das auf die Gesamtbevölkerung hoch, wären allein in Pakistan 160 Millionen Menschen betroffen. Die Schätzung lässt die Dimensionen des Problems erahnen. Dazu kommen Indien, Bangladesch und China. „In diesen Ländern leben mehr als eine Milliarde Menschen mit resistenten Keimen“, sagt Walsh. Millionen Reisende tragen sie täglich durch die gesamte Welt.

Anteil der Indienreisenden aus Deutschland, die mit resistenten Keimen im Blut zurückkehren in Prozent: 70

Walsh vergleicht die aktuelle Antibiotika-Forschung, vorrangig betrieben in der westlichen Welt, mit der Entwicklung eines neuen Ferraris. „Diese Medikamente werden so teuer sein, dass sie dort, wo sie am dringendsten gebraucht werden, nie oder erst sehr spät zum Einsatz kommen.“ In diesen Ländern ist anderes ohnehin dringlicher. Allein in Indien leben rund 700 Millionen Menschen ohne sanitäre Einrichtungen, über Fäkalien gelangen auch resistente Keime in die Umwelt. „2020 wird auch China nach heutigen Schätzungen seine Abwässer nicht mehr managen können, das wird unser Problem, nicht nur neue Antibiotika“, sagt Walsh. Indien und China sind zudem dabei, die größten Geflügelproduzenten der Welt zu werden. Dieser Branche wird bereits heute der vergleichsweise höchste Antibiotika-Einsatz in der westlichen Welt zugeordnet. Walsh spricht von einem „perfekten Sturm“, der sich da zusammenbraue. Perfekt in dem Sinne, dass er ▶

womöglich gerade noch zur rechten Zeit kommt, um die Menschheit in letzter Minute zum Handeln zu bewegen.

Dazu müsste man aber zunächst Genaueres wissen. „Seit Jahren fordern wir ein weltweites Überwachungssystem für Resistenzen, aber das gibt es nirgendwo“, sagt Walsh. In Indien etwa sammelt kein einziges Institut entsprechende Daten. Nicht einmal Deutschland schafft es, ein solches System zu etablieren. Das Robert-Koch-Institut erhebt zwar seit 2008 Daten zu Resistenzen – von den etwa 2000 Kliniken hierzulande stellen aber nur 500 ihre Daten zur Verfügung. Dabei sind alle medizinischen Labore aufgefordert, jeden Fall einer nachgewiesenen Resistenz zu melden. In den meisten Kliniken wurden diese Labore aber privatisiert. Daten zu liefern ist dort keine abrechenbare Leistung und damit anscheinend uninteressant. In vielen Krankenhäusern weiß kein Arzt, welche Resistenzen auf seiner Station verbreitet sind. Diese Daten wären aber nötig, um für den Patienten vor Ort die richtige Therapie zu wählen beziehungsweise global die richtigen Programme zu beschließen. Das müsse laut Timothy Walsh schnell geschehen: „Es gibt in diesem Rennen keinen Preis für den Zweiten.“

Walsh sagt, dass er nicht verstehen könnte, warum Deutschland als einst führende Nation in der Mikrobiologie, etwa mit Wissenschaftlern wie Bernd Wiedemann, heute in der internationalen Forschung kaum noch eine Rolle spiele. Googelt man besagten Wiedemann, findet man ihn bereits im Jahr 1996 im »Spiegel«: mit einer Warnung vor zunehmenden Antibiotika-Resistenzen. Sein ebenfalls renommierter Kollege Hans Pohle prophezeite eine „bedrohliche Zahl von Todesfällen“. Ihre Warnungen wurden überhört.



Weitverbreitet: typischer Hospitalkeim, der multiresistent sein kann

Das damalige Szenario klingt verblüffend bekannt: Der Antibiotika-Einsatz in der Viehzucht galt als Hauptübel, medizinische Fachgesellschaften schrieben Brandbriefe an die Regierung Kohl. Zu einem Verbot von Antibiotika in der Tierzucht kam es jedoch nicht, auch weil ein gewisser Horst Seehofer vehement gegen „nationale Alleingänge“ kämpfte. Etwa zur gleichen Zeit genehmigte das Bundesland Baden-Württemberg den Einsatz des Antibiotikums Streptomycin in Obstplantagen. Seitdem findet man Antibiotika auch im Honig. Der Streptomycin-Hersteller Biochrom aus Berlin wurde im Jahr 2012 von Merck übernommen.

Es scheint, die schlimmste aller Resistenzen ist die des Menschen gegen Fakten und nötige Veränderungen. ■

DIE RESISTENTE INDUSTRIE



von Dirk Böttcher und Ingo Eggert

Das Antibiotika-Fakten-Dossier auf antibiotika.brandeins.de

Das Problem: die Entwicklung von Resistenzen

Die Reaktion: die Entwicklung neuer Wirkstoffe

Eine interaktive Übersicht der an Antibiotika forschenden Firmen weltweit

Die Route: die globale Verbreitung der Neu-Delhi Metallo-Beta-Laktamase (NDM-1)

Der Seelenfänger

Volker Bretz hat Europas größte Yogaschule geschaffen. Zehntausende suchen bei ihm jedes Jahr körperliche Fitness und spirituelle Heilung. So erwirtschaftet er Millionen. Über das dunkle Geschäft mit der geistigen Erleuchtung. Von Massimo Bognanni und Simon Book

Der "Engel der Wonne" schwebt auf die Bühne. Barfüßig nimmt er die paar Stufen, schreitet in die Mitte der Empore, gleitet in den Schneidersitz. So thront er da in gelbem Gewand, eingerahmt von seinen Heiligen. Links von ihm blickt der indische Großmeister Sivananda von einer Fotografie, rechts hängt eine Jesus-Ikone.

Er zieht ein Harmonium zu sich heran, schließt die Augen. "Om", brummt er tief ins Mikrofon, entlockt seinem Instrument ferne Klänge. Die wohl hundert Menschen, die unter ihm auf bunten Schaumstoffmatten sitzen, wiegen sich hin und her. Der Geruch von Räucherstäbchen zieht durch die Reihen. "Om" singt die Gemeinde zur Antwort.

Der Mann in Gelb hört auf viele Namen. "Engel der Wonne" ist einer davon, die deutsche Übersetzung seiner spirituellen indischen Bezeichnung: Sukadev. Diese wiederum ersetzt die wahre, etwas profanere, Identität. In Wirklichkeit heißt der Engel Volker Bretz, ist 52 Jahre alt und Gründer von Yoga Vidya, der größten Yoga-Kette Europas.

Der Markt boomt: Jedes zehnte Sachbuch, das in diesem Jahr in Deutschland über die Ladentheke geht, handelt von Esoterik. Zwei von drei Deutschen bezeichnen sich inzwischen als spirituell. 40 Prozent glauben gar, ihr Leben sei von magischen Kräften durchwirkt. Es ist kein Wunder nötig, um die Prognose Wirklichkeit werden zu lassen: Bis 2020 sollen jährlich 25 Milliarden Euro mit Esoterik umgesetzt werden, schätzen Experten. Einer der größten Treiber des Booms ist Yoga. Schon heute zieht es zweieinhalb Millionen Deutsche regelmäßig auf die Matte. Mehr als zwölf Millionen Menschen können sich vorstellen, bald damit anzufangen.

Erster Anlaufpunkt für viele: Volker Bretz und seine Kette. Fast 15 000 Yogalehrer hat er seit 1992 zertifiziert. ...

Bretz macht aus Yoga mehr als Dehnübungen und Brummen. An der Nordsee, im Allgäu, im Westerwald und im Lipperland betreibt er Seminarhäuser. Tausende verbinden hier Urlaub mit Yoga. Alleine in Bad Meinberg, im angeblich größten Ashram außerhalb Indiens, können gut eintausend Menschen gleichzeitig turnen. Insgesamt zählen Bretz' vier Yogahotels 130 000 Übernachtungen jährlich, jede für 70 Euro im Schnitt. Hinzu kommen die Gäste der mehr als einhundert Stadtzentren in Deutschland, Österreich und den Niederlanden. 10,6 Millionen Euro setzt Bretz so jedes Jahr um.

Der Engel der Wonne hat eine Marktlücke gefunden.

Bad Meinberg, deutsche Provinz zwischen Detmold und Paderborn, das Yoga-Vidya-Hauptquartier. Früher einmal kamen hier Kassenpatienten her, um ihre Atemwege zu befreien. Heute ist das 200 000 Quadratmeter große Areal den Yogis vorbehalten. In ein- oder zweijährigen Seminaren bildet Bretz Übungsleiter aus, teilweise finanziert durch Bildungsgutscheine vom Arbeitsamt. Er betreut Kurgäste, die die Krankenkassen zu ihm schicken, und Individualtouristen, die in die Yoga-Ferien fahren.

Es ist später Nachmittag. Im Keller der Chakra-Pyramide, so hat Bretz den siebenstöckigen 70er-Jahre-Betonklotz getauft, steht ein halbes Dutzend Paar Schuhe. Drinnen hocken ihre Besitzer, manche gehüllt in wallende Gewänder, andere in Trainingsanzügen aus Ballonseide. Am Kopf des Raums knien ein Mann und eine Frau, beide in Weiß, um ein gefliestes Becken. Darin steht eine Bronzefigur der Hindu-Gottheit Ganesha, einer Mischung aus Mensch und Elefant. Neben dem Becken stehen Wasser, Rosenblätter und Reismilch. Das sind die Zutaten einer ordentlichen Puja, einer Schamanenaustreibung.

Der Mann in Weiß beginnt die Zeremonie, nimmt etwas Wasser und spritzt damit herum. Abwechselnd robben die Schüler auf Knien zum Altar, übergießen die Füße der Bronzefigur mit Reismilch, während der Priester indische Verse singt. Dann trinken sie aus dem Altar - um das Göttliche aufzunehmen.

Es sind Rituale wie dieses, mit denen sich Sukadev Volker Bretz von der Konkurrenz abgrenzen will. Allein in Berlin buhlen mittlerweile 300 Yoga-Schulen um Kundschaft. Da braucht Bretz ein Alleinstellungsmerkmal: "Wir wollen künftig noch spiritueller werden - das unterscheidet uns von den anderen."

Die überirdische Suche beginnt für den Sohn eines rheinhessischen Sofafabrikanten früh. Die Bretz & Co. Matratzenfabrik ist ein 2 500-Mann-Betrieb, der mit dem Wirtschaftswunder der 50er-Jahre wächst. Volker Bretz sieht zunächst aus wie der geborene Firmenerbe: Abitur mit 17, Schnitt 1,1. In den 1970ern geht er nach München, erlangt nach nur fünf Semestern sein BWL-Diplom - als Jahrgangsbester. Anschließend aber kehrt er nicht nach Hause zurück; längst hat er andere Pläne.

Auf seiner spirituellen Reise hat er das örtliche Yoga-Zentrum des indischen Lehrmeisters Vishnudevananda gefunden. Binnen weniger Jahre steigt er dort vom Schüler zum Zentrumsleiter auf. Im Auftrag des Gurus reist Bretz um die halbe Welt: Wien, Genf, New York, Kanada - wo immer eines von Vishnudevanandas Yoga-Zentren in wirtschaftliche Schieflage gerät, übernimmt der deutsche Betriebswirt. Schnell wird er zum persönlichen Assistenten des Gurus. Die Nachfolge des Großmeisters schlägt er jedoch aus. Lieber gründet er seine eigene Bewegung.

Anfang der 1990er-Jahre geht Bretz nach Indien. Beim Meditieren in einem Tempel will er das erlebt haben, was er heute als "Vision und Lichterfahrung" beschreibt. Es soll sein Businessplan werden. Eigentlich, sagt Bretz, gehe einem in Trance ja nicht allzu viel durch den Kopf. An diesem Tag aber sei ihm der schon 1962 verstorbene Yogi Sivananda in Trance erschienen, übergroß sei er gewesen und habe ihm tief in die Augen geschaut. In diesem Moment war Bretz seine Ziel klar: eine spirituelle Kette im Westen, geführt von ihm - dem Wonne-Engel.

Heute, 25 Jahre später, läuft Bretz' Erleuchtungs-Maschinerie. Doch wenn einer Licht zu Geld macht, bleiben andere im Schatten.

Etwa die 250 sogenannten Sevaka, zu Deutsch: Diener. Diese Gemeinschaftsmitglieder arbeiten in Bretz' Yoga-Zentren sechs Tage die Woche, acht Stunden am Tag. Sie schrubben die Toiletten, kochen die Mahlzeiten, mähen den Rasen, führen die Bücher.

Die Diener kommen aus allen Alters- und Gesellschaftsschichten. Es sind diplomierte Meeresforscher unter ihnen und gelernte Kosmetikerinnen, Langzeitstudenten und ehemalige Geschäftsführer. Gemein haben sie eines: "Die sind an einem Wendepunkt, suchen etwas in ihrem Leben - und finden Yoga Vidya", sagt einer, der viele Jahre dabei war. Eine andere bezeichnet Bad Meinberg als "Hort der gescheiterten Existenzen". Und jemand, der inzwischen ausgestiegen ist, fasst es so zusammen: "Wer gut drauf ist im Leben, der braucht Yoga Vidya nicht."

Für manch einen ist Yoga Vidya ein Fluchtpunkt. "Für diese Leute ist der Verein gefährlich", sagt ein ehemaliger Yoga-Vidya-Manager, der den Aufstieg von Volker Bretz eng begleitet hat. Schließlich, meint er, könne man sich schnell verlieren in der ewigen Suche nach sich selbst. Viele seien dann gefangen im spirituellen System mit seinen Riten - auch wenn sie einmal aus freiem Willen gekommen seien. Anführer Bretz interessiert das kaum. Er sei eben vor allem ein "genialer Unternehmer".

Bretz weist das weit von sich. "Yoga Vidya ist nicht ‚mein Imperium‘", teilt er mit, "vielmehr ist Yoga Vidya ein gemeinnütziger Verein." Er sei vielleicht der Gründer, Vereinsvorsitzende und Leiter der spirituellen Gemeinschaft mit ihren 300 Mitgliedern. Aber: Seine Rolle unterscheidet sich doch deutlich von der eines Wirtschaftsunternehmers.

Seit mehr als 20 Jahren dient Bretz' Organisation laut Vereinssatzung der "Förderung der Religion", gilt als Institution der "Volksbildung". Als solche ist sie gemeinnützig und zahlt keinerlei Steuern. 10,6 Millionen Euro verbucht der Verein jedes Jahr an Einnahmen, so steht es in einer Tabelle, die dem Handelsblatt vorliegt. Und exakt die gleiche Summe gibt er demnach auch wieder aus. Gewinne dürfen keine anfallen, das verlangt die Abgabenordnung. Im Gegenzug gewährt sie Bretz völlige Verschwiegenheit. Einmal als gemeinnützig eingestuft, muss er keine Bilanz offenlegen - und wenn er noch so viel umsetzt.

Zu verdanken hat Yoga Vidya diesen komfortablen Status dem Finanzamt Lemgo. Dort will man sich nicht dazu äußern, warum Europas größte Yoga-Kette keine Abgaben zahlen soll: Steuergeheimnis. Generell jedoch seien Vereine angehalten, alle drei Jahre ihre Gemeinnützigkeit nachzuweisen. Bei Bretz war das wohl nie ein Problem. Er bringt dem schrumpfenden Bad Meinberg jedenfalls fleißig Kurtaxe ein. Gerade jubelte deren Bürgermeister im "Stern", Yoga Vidya sei wie "ein Sechser im Lotto".

Hans-Peter Schwintowski, Wirtschaftsrechtler an der Berliner Humboldt-Universität, hat dafür kein Verständnis. Yoga als gemeinnützige Volksbildung? Er hält das für Quatsch. "Ich würde da ganz große Fragezeichen machen. Ein ganz besonders großes Fragezeichen würde ich machen bei der Frage, ob es der Allgemeinheit zugute kommt." Das, sagt der Professor, sei nämlich die Grundvoraussetzung, um den begehrten Status zu erhalten. "Sonst könnte ja genauso gut mein Gemischtwarenhändler um die Ecke gemeinnützig sein." Er sieht das Finanzamt nun in der Pflicht, dem Verein den Status zu entziehen.

Bretz aber spart dadurch jede Menge Geld. Seinen Dienern zahlt er weniger als 1 000 Euro im Monat. Eine Führungskraft etwa bekam Ende 2011 für den Vollzeitjob 882,15 Euro monatlich - das geht aus Abrechnungen hervor, die dem Handelsblatt vorliegen. Und selbst davon behält Yoga Vidya noch 338 Euro ein für Kost und

Logis. 184,15 Euro flossen an die Sozialkassen. Ausgezahlt wurde lediglich ein Taschengeld von 360 Euro. Bretz' Begründung: "Wir sehen die Arbeit als Seva, als Dienst. Insofern ist das Geld, das die Diener erhalten, nicht als Verdienst zu verstehen." Schließlich handele es sich nicht um eine Erwerbsarbeit, sondern um eine "Angelegenheit des Herzens".

Das deutsche Recht lässt derlei dubiose Konstruktionen zu. Bislang definiert die Sozialversicherung Bretz' Diener als "sozialversicherungspflichtig Beschäftigte ohne Arbeitsverhältnis". Damit ist er nicht gezwungen, ihnen 8,50 Euro pro Stunde zu bezahlen. De facto besteht ja kein Arbeitsverhältnis.

Auch das ist für Wirtschaftsrechtler Schwintowski verdächtig. Wenn jemand im Yoga-Verein die Tätigkeit eines normalen Arbeitnehmers in der Wirtschaft übernehme, sei das auch eine Beschäftigung. "Insofern liegt es recht nahe, dass hier der Mindestlohn umgangen wird."

Auch die Deutsche Rentenversicherung zweifelt inzwischen an Bretz' System. Auf Anfrage erklärt eine Sprecherin, die gezahlten Sozialversicherungsbeiträge könnten "Indizien dafür sein, dass sich die sogenannten Sevaka in einem Arbeitsverhältnis mit dem Verein befinden. Der Verein geht offenbar selbst davon aus, dass zumindest ein Beschäftigungsverhältnis besteht".

Sollte sich diese Sicht durchsetzen, wäre Bretz wohl schnell am Ende.

Intern gärt die Diskussion schon lange. Jahrelang bekamen die Mitglieder der spirituellen Gemeinschaft einen ganz normalen schriftlichen Arbeitsvertrag, der ihren Lohn regelte. Seit drei Jahren ist das vorbei. Angeblich, so Bretz, aus juristischen Gründen. Seither sollen die Sevaka zwar bitte täglich acht Stunden arbeiten. Schriftlich gibt es das aber nicht. Immerhin müssen auch sie keine Steuern zahlen: Ihr Verdienst liegt unter dem Existenzminimum.

Bretz lächelt die Kritik milde weg. Er hat in seine Privatgemächer zum Gespräch gebeten, setzt sich nun auf einen Stuhl in seiner engen Zweizimmerwohnung im obersten Stock der "Chakra-Pyramide" in Bad Meinberg. Nacheinander nimmt er die Beine und steckt sie sich unter den Po. Er atmet hörbar aus, knipst sein Lächeln an. Er ist jetzt ganz Sukadev, der "Engel der Wonne". So bleibt er die nächsten Stunden.

Er sagt: "Warum soll ein Töpferkurs in der Volkshochschule steuerlich gefördert werden und wir nicht?" Nicht ohne Grund sei das ja im Gesetz so geregelt. Und zum Taschengeld: Über dessen Höhe bestimmten ja die Mitglieder der Spirituellen Gemeinschaft selbst in ihren wöchentlichen Sitzungen. Überhaupt werde fast alles gemeinschaftlich entschieden - wie in einem katholischen Kloster.

Außerdem, meint Bretz, diene man ja einer guten Sache: dem Weltfrieden. Im Vereinsstatut heißt das: "Die Mitglieder fühlen sich verpflichtet, den Menschen durch die Verbreitung der Wissenschaft des Yoga und verwandter Übungssysteme zu dienen." Bretz selbst bringt es auf eine einprägsamere Formel: "Ich glaube, dass alle Leute Yoga machen sollten. Das würde für Frieden auf der Welt sorgen."

Yoga gleich Frieden. Mehr Yoga gleich mehr Frieden. So einfach ist das also.

Deshalb will Bretz auch permanent wachsen. Gerade plant er zwei neue Seminarhäuser - an der Ostsee und am Mittelmeer. Sogar eine Yoga-Vidya-Universität ist im Gespräch.

Und wenn die Vereinsmitglieder mal nicht mehr weiterwachsen wollen? Was, wenn die Mitgliederversammlung beschließen würde, mit der Expansion aufzuhören? Bretz wird jetzt unruhig. Er nimmt erst ein Bein unter seinem Po hervor, dann das andere. Breitbeinig sitzt er nun da, beugt sich vor. "Der Wachstumskurs ist immer auch strittig. Es gibt immer einige, die sagen: Es reicht", sagt er. "Aber wenn ich überstimmt werden würde, dann gehe ich eben woanders hin. Dann sollen die sich selbst verwalten."

Auch ein Engel hat scheinbar nur endliche Geduld.

Kasten: ZITATE FAKTEN MEINUNGEN

Wenn Yoga gemeinnützig ist, könnte ja auch mein Gemischtwarenhändler um die Ecke gemeinnützig sein.

Hans-Peter Schwintowski.

Wirtschaftsrechtler an der Berliner Humboldt-Universität.

YOGA-BOOM BEISPIEL USA.

Der Markt Was ein wahrlicher Yoga-Boom ist, ist in den USA zu besichtigen:

Mehr als 20 Millionen Yogatreibende gab es dort bereits 2012, jährlich kommen

bis zu acht Prozent Kunden hinzu. Die Zahl der Studios, so fand es das

Wirtschaftsmagazin "Inc" heraus, werde bis 2020 jährlich um 3,7 Prozent zunehmen

- auf weit mehr als 30 000 insgesamt. Deshalb kürten die Redakteure Yoga -

neben "legalem Marihuana" und Wellnessdrinks - zu einer der vielversprechendsten

Branchen, um dieses Jahr ein neues Geschäft zu starten.

Der Profiteur Die wohl größte Yoga-Kette in den Staaten gehört Trevor Tice,

einem früheren IT-Manager. Bereits in den 90er-Jahren entdeckte er die

Marktlücke - und gründete "Core Power Yoga". Sein Businessplan: Mit einem

intensiven Sport-Yoga erreicht er die sich ständig selbst optimierende

Mittelschicht der USA. Bis zu 170 Dollar zahlen die Mitglieder im Monat,

können dafür aber 24 Stunden am Tag an unbegrenzt vielen Kursen im

klimatisierten Studio teilnehmen. 119 Core-Yoga-Studios buhlen inzwischen um

Kunden. Dank des 100-Millionen-Dollar-Einstiegs des Wagniskapitalgebers

Catterton Partners 2013 eröffnet Tice alleine in diesem Jahr 25 neue Standorte.

Sobald 500 Studios erreicht sind, will er das Unternehmen an die Börse

bringen.

Book, Simon

Bognanni, Massimo G.

Quelle

Handelsblatt print: Nr. 205 vom 23.10.2015 Seite 060

Ressort

Wochenende

Report

Dokumentnummer

82B5221C-21A9-4487-AF9B-5FABFA5FB568

Dauerhafte Adresse des Dokuments: https://archiv.handelsblatt.com/document/HB__82B5221C-21A9-4487-AF9B-5FABFA5FB568%7CHBPM__82B5221C-21A9-4487-AF9B-5FABFA5FB568

Alle Rechte vorbehalten: (c) Handelsblatt GmbH - Zum Erwerb weitergehender Rechte:
nutzungsrechte@vhb.de



© GBI-Genios Deutsche Wirtschaftsdatenbank GmbH

Wir müssen das ausbaden

Pool | Frauen, Schwule, Flüchtlinge: Im Stadtbad von Berlin-Neukölln hat jede Gruppe ihre Zeit. Wie sollen wir zusammenleben, wenn wir nicht mal zusammen planschen können? Eine Woche am Beckenrand

Von Annabelle Seubert (Text) und Julia Baier (Fotos)

Die Creme fällt runter, man bückt sich. Sieht die Wände: gelb, aus Kunststoff. Das Türschloss: schwarz, beim Einrasten klickt es. Gibt die Cremedose auf, weil sie zu weit über die Fliesen gerollt ist, rüber zur nächsten Kabine. Man stellt sich wieder hin, sieht die Beine, die Arme, die eigene Haut. Sieht Handtücher, Münzen. Einen Kamm. Dann verirrt sich der Blick im Spiegel, man sieht Falten, Muttermale, Adern, Poren. Von der Decke prallt Licht, das Schatten unter die Augen wirft: Man steht im Einzelumkleidenlicht. Jemand ruft: *Ilse, biste schon raus?*

Eine Einzelumkleide im Stadtbad Neukölln. Fast der einzige Ort hier, an dem man allein ist. Man sieht dort: sich.

Die anderen hört man.

Mein BH ist zu eng.

Bitte mal jeder in seinem Rucksack gucken, ob er seine Schwimmflügel hat!

Wie die Tür quietscht, ey. Macht mich echt aggressiv.

Tüten rascheln. Reißverschlüsse werden aufgezogen. Das Quietschen nasser Badelatschen; das dumpfe *Plopp*, wenn ein Schließfach zufällt.

Dauernd dröhnen die Föhns im Frauenbereich des Stadtbads, das zwischen Karl-Marx-Straße und Sonnenallee liegt – im Herzen der Berliner Gegend, von der es heißt, sie macht dich hart. Sollte Neukölln überall sein, wie der damalige Bezirksbürgermeister schrieb, dann müsste vor allem das Stadtbad überall sein: als eine der selten gewordenen öffentlichen Einrichtungen, die viele Gesellschaftsgruppen noch vereint.

Die Flüchtlinge aus dem C & A-Gebäude um die Ecke kommen am Abend hier her, um zu duschen. Montags dürfen nur Frauen baden, muslimische kommen meist zwischen 14 und 17 Uhr. Die FKK-Stunden am Mittwoch, 20 bis 22.30 Uhr, gelten als Datingstunden für Schwule. Minderheiten erstreiten ihre Rechte dort, wo Sich-frei-Schwimmen am logischsten erscheint: im Hallenbad. Wie tolerant wir sind, zeigt sich im Wasser schnell. Ist die Haut entblößt, entblößt sich bald die Haltung. Halb nackt redet es sich anders.

Du bist mit dem nassen Po auf deinem Pullover gesessen!

Die Türken benehmen sich überhaupt nicht daneben. Womit wir Probleme haben, sind Libanesen und Palästinenser.

Du HUUU-ren-toch-ter-in!

Es ist Januar, als in Bornheim, Nordrhein-Westfalen, Flüchtlingen für einige Tage der Zutritt zum Freizeitbad untersagt wird, weil es dort zu Belästigungen gekommen sein soll. Das Verbot gilt für alle männlichen Flüchtlinge aus den drei Asylbewerberunterkünften in der Nähe.

Es ist Dezember, als in Hermeskeil, Rheinland-Pfalz, ein Badepass für Flüchtlinge eingeführt wird, ohne den sie nicht mehr ins Hallenbad dürfen, weil sich die Beschwerden gehäuft haben. Die Asylbewerber haben ins Wasser geschnäuzt, heißt es. Sich in Duschräumen rasiert.

Es ist November, als in Oranienburg, Brandenburg, ein lokaler NPD-Politiker durch ein Spaßbad schlappt, einen Wachturm und Stacheldrahtzäune auf seinem Rücken tätowiert. Darunter die drei Worte, die auf dem Haupttor des Konzentrationslagers Buchenwald stehen: „Jedem das Seine“.

Die Trans*frau wird vom Badepersonal abgeführt

Und es ist November, als A. durch das Foyer des Stadtbads Neukölln läuft, in dem oft kalter Rauch steht und heute Plakate aushängen, wie es sie in deutschen Bädern immer häufiger gibt: „Vor dem Baden mit Seife duschen!“ „Egal, welche Badekleidung eine Frau trägt, sie ist zu achten und zu respektieren!“ A. geht die Steintreppe hoch, zum Frauenbereich. A. ist eine Trans*person: eine Frau, die einen männlichen Körper hat. Mit ihrer Freundin nimmt sie nicht den Weg nach rechts zu den Sammelumkleiden, wo sich oft Schülerinnen umziehen – sie biegt nach links ab, zu den Einzelkabinen. Wo man, wenn das Schloss einrastet, einen Spiegel sieht. Und darin: sich.

So geht das nicht!

Das hier ist der Frauenbereich!

Die Erzieherin einer Kita-Gruppe kommt auf A. zu. Empört sich. *Junger Mann!*, soll sie gesagt haben. Und dass sie Angst um ihre Kinder hätte, wenn Männer hier seien: So ist es in einem Blogeintrag nachzulesen, den A.s Freundin eine Woche später verfasst. Und, etwas später noch: in einem offenen Brief an die Leitung des Stadtbads. A. selbst wird über den Tag nicht reden. Nicht in der Öffentlichkeit, nicht für diesen Text.

Junger Mann.

A. sei ruhig geblieben, steht in dem Blogeintrag. Sie habe der Erzieherin erklärt, dass sie eine Trans*person sei, eine Frau – das sei ihre Selbstidentifikation, deshalb ziehe sie sich hier um. Ihre Freundin schreitet ein, es wird laut. Schließlich kommt das Badepersonal, darunter zwei Männer. A. und ihre Freundin werden aus dem Frauenbereich geführt und befragt. *Wie ich Sie jetzt sehe, sind Sie ein Mann*, soll zu A. gesagt worden sein. Dass sie eine Störung des öffentlichen Badebetriebs sei. Dass das woanders politisch geregelt werden müsse.

Eine halbstündige Diskussion, in der Verletzungen so leichtfertig formuliert werden, dass man denken könnte, einige kämen einfach nicht mehr nach – bei all den Veränderungen und Forderungen, freiwillig und unfreiwillig Zugezogenen, all den Geschlechtern und Geschlechtslosen. Hinzu kommt: A. ist schwarz.

A. soll die Badleitung auf das Gleichbehandlungsgesetz hingewiesen haben; darauf, dass sie gerade diskriminiert werde. Die Badleitung soll geantwortet haben, im Stadtbad Neukölln herrschten *andere Gesetze*.

Andere als im Gesetzbuch?

Was ist eigentlich los?

Montagmittag, Frauentag. In der großen Schwimmhalle stehen Verkehrshütchen auf den Startblöcken, das heißt „Springen verboten“ – in allen Sprachen. Wie ein Kirchenschiff ist die Halle angelegt: Säulen tragen das runde Dach, Lichterketten beleuchten die Balustrade, und dort, wo Jesus über dem Altar hängen könnte, zieren Mosaiken den Verputz.

Eine Frau trägt ihr Bikinitop so knapp, dass die Körbchen kaum Brust verdecken, eine andere ihre Waden behaart, niemand guckt. „Annnneeee!“ ruft ein Mädchen, „Mama“ auf Türkisch. Sie zieht sich an der Leiter aus dem Becken, hüpfte vom Rand wieder rein. Wassertiefe 0,90 Meter. Noch mal und noch mal, dann laufen zwei Bademeisterinnen auf sie zu – eine hebt den Zeigefinger. Zu zweit stehen sie schließlich vor dem Nichtschwimmerbereich, in dem Musliminnen baden; die meisten lassen nur Gesicht, Hände und Füße unverhüllt. Manche tragen langärmelige Oberteile. Hosen, Röcke, Kopftücher. Andere Burkinis: Kunstfaseranzüge in Lila und Grün, die aussehen wie Leggings mit einem Kleid darüber. Ein bisschen wie Taucheranzüge mit Tutus.

Für welche Zeitung man schreibt, fragt die Bademeisterin im weißen T-Shirt, auf dem SERVICE steht. „Die

taz ist ja nicht gerade wertfrei.“ Sie nimmt ihre Kollegin zur Seite, Halbdrehung, Tuscheln, Halbdrehung, dann kommen sie wieder. Das gäbe einen Riesenärger, wenn sie mit Journalisten reden würden, sagen sie. Man hätte sie nicht ansprechen sollen, sagen sie. Erzählen, was im Stadtbad so los ist?, sagen sie. *Das geht auf keinen Fall.*

Schauen Sie sich diese – Entschuldigung – diese Frauen an: Wie finden Sie das, dass die hier schwimmen? Komplett angezogen?

Meine Oma ist auch katholisch und kann im Badeanzug ins Schwimmbad.

Das Problem ist, dass das kein Frauenschwimmen mehr ist, sondern Musliminnenschwimmen. Es gibt keinen Integrationswillen – also müssen Musliminnen Burkini tragen dürfen. Also müssen sie vor Männerblicken geschützt werden. Also muss weibliches Personal her.

Ein Mann ging in die Frauenumkleide: Er hatte keine Brüste. Man konnte ihm nicht ansehen, dass er sich als Frau fühlt; keine Umoperation, nichts. Ihm wurde angeboten, sich auf der Behindertentoilette umzuziehen, da ist Platz. Man will ja tolerant sein. Aber er hat darauf bestanden, sich in der Frauenumkleide umzuziehen.

In der kleinen Halle auf der anderen Seite des Stadtbads geht gerade der Aquafitnesskurs zu Ende. Ältere Damen in bunten Badeanzügen sitzen auf Schwimmmudeln; prustend, die Köpfe errötet, halten sie Blickkontakt zur Trainerin. „Und: andere Seite!“ – „Und: noch einmal!“ Ein Eindruck wie ein Gemälde: fünf Grazien im Nass, die das Wasser von sich schieben wie Badeschaum. Es läuft Elvis.

Du wolltest doch nett sein zu mir, Angelika. – Das müssen wir erst noch üben, Marion.

Dienstagmorgen, große Halle, draußen noch kein Licht. Wenn es stimmt, was manche sagen: Dass im Schwimmbad jede Gruppe ihre Zeit hat, dann ist 6.30 Uhr eine weiße, sehr deutsche Zeit. Für die, die die Mehrheit unserer Gesellschaft ausmachen, für die Berufstätigen und die Rentner. Eine Zeit, in der nicht abgehängt wird, keiner auf den Steinbänken lungert, die von unten wärmen. Es ist die Schwimmbrillenzeit: Die Halle gehört den Profis, die den Kopf unter die Oberfläche nehmen.

Der Geruch ist seit der Kindheit gleich

Und um 6.30 Uhr beginnt die Nostalgiezeit, die aber nicht getaktet werden muss, weil Nostalgie kommt, wenn sie kommt: Bei Dragica ist das früh. Sie schläft nicht lange. Ihre Frau schläft lange, also überbrückt sie die Stunden im Stadtbad, bis man wieder gemeinsam wach sein kann. Dragica, 65, aus Exjugoslawien, lesbisch und verpartnert, in den Siebzigern nach Berlin gezogen. Sie sitzt auf den Treppenstufen, halb im Wasser. Erzählt, wie es unter Tito geheißen habe, jeder habe Recht auf Arbeit, der Vater deshalb zur Mutter gesagt hat: Du gehst arbeiten. Trotz der drei Kinder, einem Haushalt ohne Waschmaschine. Wie sie selbst nach der Scheidung zur Oma kam, die sie einmal auf Maiskörnern knien ließ, zur Strafe. Und vielleicht hat es damit zu tun, dass die Minuten im Schwimmbad anders zu vergehen scheinen – dass die Leute, die älteren, dort Lebensläufe durchziehen wie die Profis unterdessen ihre Bahnen. Am Schwimmbad haften Erinnerungen, die als unverrückbar gelten. Der Geruch ist seit der Kindheit gleich. Das Chlor ist immer da.

Burkinis waren nicht immer da. Musliminnen beim Frauenschwimmen, „ganz angezogen.“ Dragica sagt, sie wolle nichts vermischen, wirklich, sie bemühe sich – aber man wisse ja, was in Paris los war, und nahgerückter Terrorismus mache ihr Angst. „Mein Familienname kommt bitte nicht in diesen Artikel.“ Es mache ihr Angst, wenn sie „jemanden“ mit Burka in der U-Bahn sieht. „Einfach, weil ich den Anblick nicht gewohnt bin. Was verstecken die?“

„Sehen Sie mal, da oben“, sagt später Lothar Leopold, am Nachmittag, wenn das Schwimmbad für die Familien da ist und die große Halle endlich geöffnet. In der kleinen war allmählich ein Sammelbecken entstanden, alle zwei Meter ein Mensch. *Krieg Platzangst gleich.*

80 ist Leopold und seit nach dem Krieg einmal die Woche hier. Sein Handtuch um die Schultern, zeigt er zu den Fenstern über der Balustrade. Februarwetter; das trostspendende Gefühl, sich in einem subtropisch beheizten Bunker aufhalten zu können. Bunker ist Leopolds Stichwort: „'49 gab's da oben noch keine Fenster! Holz und Pappe hat man in die Rahmen geklemmt, das Licht war ganz spärlich.“ Statt Geld konnte man auch Presskohle an der Kasse abgeben, sagt er, „damit die die Kessel heizen konnten“. Einschusslöcher gab es in den Säulen, „und der Bademeister hat nicht so rumgeflegelt wie der da drüben“.

Eins, zwei ... drei!

Wie oft willst'n hier noch reinspringen? – Bis ich sterbe! Bis ich sterbe, einfach.

Wenn eine Person in die Männerumkleide käme, die wie ein Frau aussieht, sich aber als Mann fühlt, meint Leopold, dann würde er das „als Erfahrung verbuchen“. Er hat ja „schon viel gesehen“. Wenn stimmt, was manche sagen: dass im Schwimmbad jede Gruppe ihre Zeit hat – „warum dann nicht auch diese Leute?“

Trans*leute?

Es ist weiterhin November, als die Initiative Schwarze Menschen in Deutschland einen offenen Brief an die Stadtbadleitung und die Berliner Bäderbetriebe schickt, der den Vorfall in der Frauenumkleide detailliert schildert: *Junger Mann. Störung des öffentlichen Badebetriebs. Andere Gesetze*. Der Brief wird 300-mal unterzeichnet, auf weiteren Blogs verbreitet, 400-, 500-mal unterzeichnet: „Entsetzt über den Umgang mit einer schwarzen Trans*person.“ Entsetzt über den Umgang mit A.

Plötzlich ist ein Klischee – ein Kinderklischee beinahe, gehänselt werden in der Umkleide – öffentlich. Ein Präzedenzfall. Dann wird er Politik.

Die Linke stellt eine Anfrage an den Senat: „Berliner Bäder: Eine Zumutung für Trans*- und Inter*-personen?“ Die Senatsverwaltung antwortet. Beruft sich auf die Vielfalt der Berliner Bevölkerung, die „die Beschäftigten immer wieder vor besondere Herausforderungen“ stellt. „Nicht immer sind die Beschäftigten dabei sicher im Umgang mit diesen besonderen Situationen“, steht da. „Dies gilt auch für den noch nicht geläufigen Umgang mit trans- und intergeschlechtlichen Menschen.“

Wann wird der Umgang mit Menschen geläufig? Wenn man aufhört, zwischen ihnen zu unterscheiden?

Man sieht sich gezwungen zu handeln, zu rechtfertigen. Bietet weiterhin Seminare für das Badepersonal an, Veranstaltungen zum Thema „Aufregend, bunt, vielfältig, normal – zur Bedeutung von Managing Diversity in Betrieb und Verwaltung“.

Es ist Februar, als die Berliner Bäderbetriebe zum Gespräch mit zwei queeren Vereinen laden. Zwei „weißen Vereinen“, wie der Vorstand der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland, Julius Franklin, am Telefon sagt. Er hat den offenen Brief initiiert – und ist zu dem Gespräch nicht eingeladen. Auch A. ist nicht eingeladen. „Sehr absurd“, sagt Franklin. „Wenn so eine „Veranstaltung stattfindet ohne die betroffene Person.“

Die queeren Vereine schlagen eigene Schwimmzeiten für Trans*personen vor, einen geschützten Raum. Die Bäderbetriebe sagen: Geht klar, einmal im Monat, ein kleineres Schwimmbad sollte reichen.

Franklin sagt: Sicher, „das ist ein Entgegenkommen“. Mehr aber könne es nicht sein. Denn was würde damit erreicht? Dass eine Minderheit zu festgelegten Zeiten diskriminierungsfrei baden kann? Oder dass sich eine Minderheit verstärkt als Minderheit sieht? Wenn jede Gruppe für sich schwimmt: zerfällt eine Gesellschaft dann nicht in immer kleinere Gruppen, die sich immer mehr weniger zu sagen haben – beim Versuch, sie zusammenzuführen?

Wenn wir nicht mal alle zusammen planschen wollen: Wie sollen wir zusammen leben?

Große Halle, Freitag. Kinder üben Kraulen. Badekappen verstecken ihr Haar, Schwimmbrillen ihre Augenpartie. Wasser versteckt ihre Geschlechtsmerkmale: Wer Junge ist, könnte Mädchen sein, und andersrum.

Ich bin voll stark, Mann. Ich bin ja nicht dumm. Ich schwör auf alles.

Große Halle, Mittwoch. Ein kleines Mädchen stellt sich unter einen der zwei steinernen Seelöwen, aus deren Mäuler Fontänen sprudeln. Es ruft: „Ich bin Araber!“

Kleine Halle, Mittwoch. Muskeln, Bärte, Solariumteint. Um 20 Uhr beginnt die FKK-Zeit: Ab dann, heißt es, seien nur Schwule im Becken. *Jetzt ist hier Nacktschwimmen.*

Die Schwulen halt. – Na, wenn man's mag.

Blicke ins Wasser. Blicke aus dem Wasser. Erst wird geschwommen, dann wird geplaudert, aus Gemurmel wird Gelächter. Bald trifft man sich an der Leiter.

Ab und zu treten Frauen durch die Tür, und jedes Mal kann man die Sekunden zählen, bis sie anhalten, sich umsehen – verwirrt, verirrt – und abrupt wieder umdrehen. Frauen, von denen es in Deutschland mehr gibt als Männer, sind hier für den Moment eine Minderheit.

Große Halle, Freitag. „Können Sie mir sagen, wie ich mich in der Sauna zu verhalten habe?“, fragt Tan Veer: 41 Jahre, ist 34 Bahnen geschwommen, 6 will er noch. Kurz macht er Pause im Nichtschwimmerbereich, das Wasser schwappt ihm bis zur Hüfte. Weil er aus einem „sehr warmen Land“ stammt, wie Tan Veer sagt – Südindien, im Herbst nach Berlin gereist –, habe ihn sein Arzt ins Stadtbad geschickt, in die Therme ein Stockwerk höher, wohin er gleich will. Die Hände schlafen ihm öfter ein, seit er in Deutschland ist. Klimawechsel, meint der Arzt. Gehen Sie in die Sauna!

In einen Raum gehen, um zu schwitzen?

„Wenn da zehn Frauen drin sind“, fragt Tan Veer. „Geh ich dann wieder raus?“ Ob es in der Sauna Stühle gebe? Bänke für jedes Geschlecht?

Er nickt zu ein paar Frauen rüber, die sich am Beckenrand unterhalten, in Bikinis und Badeanzügen. „Was soll ich sagen? Das eine ist unsere Kultur, und das da eure.“ Frauen, die noch eine Scham haben, sagt er: In Deutschland seien die rar. Alles könne gesagt werden. „Man trifft sich zum Sex wie zum Kaffeetrinken.“ Die deutschen Männer kämen ihm femininer vor als die Frauen.

Ficken, Hure.

Hab ich erzählt, wie ich neulich mit Jasmin über BHs geredet hab – Nee? Dass sie auch mal einen anziehen soll?

KRÄUTERSAUNA, 80 Grad: ein Mann, weiß, mittelalt.

CALDARIUM, 35–40 Grad: eine Frau, weiß, älter.

SAUNA, 95 Grad: vier Frauen, sieben Männer, weiß, jung, mittelalt, älter. *Sooo, der nächste Aufguss ist Citrus.*

Geruch von Feuer und WC-Reiniger. Schweiß läuft über Tattoos, läuft über Nackenfalten, Bauchfalten, über Rötungen, Dellen, Risse.

Häufigster Wunsch: Zeiten für Musliminnen im Bad

Hallo? Nach der Sauna duscht man sich erst ab!

FRESHDUSCHE.

REGENDUSCHE.

Guck mal, meine Falten. Ich sag ja: Mein Gesicht ist die Deutschlandkarte.

Transschwimmen. Interschwimmen. Wenn der Pressesprecher der Berliner Bäderbetriebe bei seinen Kollegen außerhalb der Hauptstadt diese Begriffe fallen lässt, kann er ihnen oft ansehen, dass sie nicht verstehen, von welchen Forderungen er spricht. „Das ist einmalig in der Republik“, sagt Matthias Oloew am Handy, eben hat er Besucher durch ein Bad in Berlin-Mitte geführt. Die Leiterin der Betriebe will sich nicht äußern – und zu A. darf auch Oloew nichts sagen. Es wurde Stillschweigen mit ihr vereinbart: „Die Trans*person hat sich für einen anderen Weg entschieden.“ Punkt.

Oloew findet: Keine getrennten Schwimmzeiten zu brauchen, sei das Ziel. Bereits am Frauenschwimmen zeige sich aber, wie weit entfernt ein solches Ziel sei. Der eigene Tag sei nötig, einerseits, „weil sich Frauen freier fühlen, wenn sie nicht von dickbäuchigen Männern am Rand beobachtet werden“. Und trotzdem, andererseits, „ein Rückschritt ins 19. Jahrhundert“: Bis zur Weimarer Republik wurde geschlechtergetrennt gebadet. Im Stadtbad Neukölln, das 1914 eröffnet wurde, war die kleine Halle die Damenhalle. Und die große die für die Männer.

Die Forderung, die am häufigsten bei den Berliner Bäderbetrieben eingeht, ist die nach Schwimmzeiten nur für Musliminnen. Und da, sagt Oloew, hört es auf. „Weil wir sagen: Wir betreiben Volksbäder. Wir möchten uns nicht in die Rolle begeben, dass unser Kassenpersonal die Religionszugehörigkeit unserer Badegäste prüft.“

Yalla!

Große Halle, Sonntag. Spaßbadzeit, Anarchieschwimmen. Reifen werden geworfen, Reifen treiben verloren. Wellen werden mit Schwimmmudeln gepeitscht. Wenn dem Stadtbad dienststmorgens ein Hauch von Weltflucht anhaftet, durchzieht es jetzt eine Spur von Gewalt.

Du Hure, hör auf. Hör auf.

Der Geruch von Adrenalin und Lust, Schweiß, Schimmel, Pärchen, Parfüm – und mittendrin: eine Frau, Cahide Erdoğan, die ihren Sohn, durch das Nichtschwimmerbecken trägt. 12 oder 13 ist er und Autist. „Guck, du kannst es doch“, sagt Gul Sağkol, Erdoğan's Freundin, wenn er kurz alleine driftet. Sie fassen ihm ins Haar, küssen ihn auf die Schulter. „Ein guter Junge.“

„In den Neunzigern sind wir aus der Sonnenallee weggezogen. Zu viele Araber.“

Nicht rennen!

Dir geht's wohl zu gut.

„Wir sind Aleviten, wir sind tolerant. Keine Moschee, nix. Beten können wir zu Hause, Gott ist überall.“ Gul Sağkol, 41 Jahre, trägt einen hellgrünen Bikini, dazu hellgrünen Lidstrich. Die, die mit Kopftuch ins Stadtbad kämen, seien Sunnitinnen, sagt sie, und Cahide Erdoğan sagt, dass sie sich dauernd mit ihren sunnitischen Nachbarinnen über Burkinis streite. „Die Frauen müssen den Mund aufmachen!“ Sie nimmt ihren Sohn auf die Hände, lässt ihn ein Stück über die Trennlinie zu den Schwimmern gleiten. Gul Sağkol sucht Halt an den Kacheln, im Tiefen hat sie Angst.

Na spring schon, spring.

Jasmin, komm mal bei mir auf'n Boden.

Es ist weiterhin Februar, als Rechtskonservative die Debatte um A. für sich entdecken. „Wir werden wohl nicht lange warten müssen, bis dieser Transenvirus auch Bäder weiterer Städte befällt“, schreibt Peter Helmes auf seinem Blog – Bundesgeschäftsführer der Jungen Union war er; 1980, während der

Bundestagswahlen, im Wahlkampfstab von Franz Josef Strauß. „Der sexuelle Irrwahn in Deutschland kennt offenbar keine Grenzen.“

Und bestimmt gehören solche Kommentare zu den Gründen, aus denen A. schweigt, über ihren Tag im Stadtbad nicht öffentlich redet. Wie auch ihre Unterstützer im Laufe dieser Recherche kaum noch reden. Prozess? Einigung? Künftige Schritte sollen nicht erwähnt werden, heißt es. Zu A.s Schutz.

Ich hätt gern auch ein Stückchen Leben, weißte, wie ich mein?

Große Halle, Samstag. Die, die bisher unsichtbar waren, stehen plötzlich da – links, vor dem Eingang zum Männerbereich: acht Flüchtlinge. Handtücher, Duschgel in den Händen. Einer von ihnen steht etwas abseits, vor ihm steht ein Bademeister. Er gestikuliert, zeigt auf die Badehose des Flüchtlings, immer wieder: knielang, dunkelblau. Baumwollstoff. „This is not a bathing suit!“

„This!“ – der Bademeister hält die Autorin im Vorbeigehen am Bikiniträger fest – „this is a bathing suit!“ Er zieht am Träger, das Englisch geht ihm aus. Der Mann, der Flüchtling, läuft zurück in die Umkleidekabine, kommt wieder und hebt eine Unterhose hoch. Viel knapper als die, die er trägt. Grau. Baumwollstoff. „No!“

„Und dann wird uns vorgeworfen, wir sind nazihaft“

No! No! No!

Ein zweiter Bademeister tritt auf. Groß, gestählt, die Brust zeichnet sich unter dem Tanktop ab. *Der spricht kein Englisch. – Vergiss es, die sprechen alle kein Englisch, kein Französisch, kein Deutsch. Ich hab's schon dreißigmal gesagt, die verstehen's immer noch nicht.*

Der Mann, der Flüchtling, schaut zum ersten Bademeister, schaut zum zweiten Bademeister, schaut zur Autorin, die Situation ist zum Heulen. Bevor er geht, sagt er das eine Wort, das er kennt: „Entschuldigung.“

Die Flüchtlinge sind heute nicht bloß zum Duschen gekommen, aus dem C&A-Gebäude um die Ecke. 169 sollen dort gerade leben, ausschließlich Männer.

Sie wollten schwimmen.

Ob sie Eintritt zahlen mussten dafür?

Keine Angst, die haben genug Geld. Der kriegt heute ausnahmsweise eine Kulanzkarte von mir, das heißt, er darf noch mal rein, ohne noch mal extra zu zahlen. Wir sind nicht angehalten, das zu machen. Wir müssen das nicht. Aber bei dem hier würde ich heute mal denken: Er hat's nicht gewusst. Viele wissen's nicht. Die kommen hier her, in Baumwollunterhosen. Einer neulich: mit Bremsspuren. Das ist dermaßen unhygienisch, dermaßen! Ich weiß, das ist hart – viele versuchen sich auch zu benehmen und sind total nett, einen kenne ich, der hat schon ein bisschen Deutsch gelernt – aber wir haben eben Regeln. Dass hier einer in Baumwollhose badet, das gibt es vielleicht bei anderen. Bei mir gibt es das nicht.

Ich sag Ihnen was: Kein Einziger von denen da drin ist Syrer. Ich weiß das von ihrem Betreuer, der sagt, die hätten zwar alle syrische Pässe, aber keiner spricht einen syrischen Dialekt. Die kommen aus dem Iran oder dem Irak. Und ich weiß ja: Die kommen aus dem Krieg. Da ist man vielleicht auch einfach mal froh, wenn man duschen kann. Da haben ja Deutsche teilweise schlechtere Duschen als wir hier im Bad.

Fragen Sie mal unser weibliches Badepersonal nach dem Frauenschwimmen! Wie die die Duschen hinterlassen! Wir hätten das letztes Mal ja gern fotografiert und die Fotos ins Internet gestellt. Aber das dürfen wir ja nicht. Obwohl das eben – Realismus ist, sag ich mal.

Und dann wird uns vorgeworfen, wir sind nazihaft! Wir seien gegen Ausländer. Wenn neunzig Prozent unserer Besucher Menschen mit Migrationshintergrund sind, dann sind das eben die Menschen, mit denen wir zu tun haben. Die Türken übrigens – ich war selbst schon in der Türkei, Istanbul, Ankara, alles, tolles

Land – die benehmen sich besser als die Deutschen. In der türkischen Kultur geht es nämlich um Anstand. In der arabischen geht es um: gar nichts.

Drüben, in der kleinen Halle, fängt das Romantikschwimmen an. 19 Uhr: Ein junger Mann hält seine Freundin auf den Armen. Entspannungsmusik läuft, die Bewegungen werden sanft. Weiße Kerzen werden angezündet, eine nach der anderen. Jede auf einem Silbertablett. Dann geht das Licht aus.

Annabelle Seubert, 30, ist Redakteurin der taz.am wochenende. Sie schwimmt nicht gut

Julia Baier, 44, ist freie Fotografin in Berlin. Sie hat drei Bildbände zu Badeanstalten veröffentlicht

Wildwest in der Oberlausitz

In kaum einem anderen Ort wird so viel geklaut wie in Ostritz an der Grenze zu Polen. Oft sind die Diebe längst weg, wenn die Polizei eintrifft. Die Ostritzer haben Angst. Einige haben eine Bürgerwehr gegründet.

Klaus-Peter Jerga geht in die Küche und setzt Kaffee auf, halb sechs, wie jeden Morgen. Er wischt sich die Nacht aus den Augen, zieht die Rollos hoch. Und erstarrt. Zwei Männer in Jogginghosen schauen ihn an. Sie stehen, mit Tüchern maskiert, vor seiner aufgebrochenen Garage, schwarze Mörtelwannen neben sich, randvoll mit Werkzeug, seinem Werkzeug. Er stürmt raus, setzt den Dieben hinterher, quer durch den Garten runter Richtung Neiße. Als er das Gartentor erreicht und ihnen nachsieht, hört er seine Frau von oben schreien. Ein dritter Dieb hat sich in der Garage versteckt. Doch auch den erwischt Jerga nicht mehr. Der Einbrecher springt wie ein Wahnsinniger durch die Scheinzypressenhecke. Die Mörtelwannen haben die Diebe stehenlassen, eine Bohrmaschine und drei Kettensägen mitgenommen. Als die Polizei eintrifft, kann sie nur noch Jergas Aussage aufnehmen. Das war Anfang Juni.

Klaus-Peter Jerga wohnt in Leuba, einem Ortsteil von Ostritz. Ein stolzer Ort an der Neiße, knapp 20 Kilometer südlich von Görlitz. Mit einem alten Kloster, tausendjähriger Geschichte und knapp 2 500 Einwohnern. Es gibt Fachwerkhäuser und einen Marktplatz, der jeder Kleinstadt gut stünde. Zwar ist fast jede dritte Wohnung leer, doch es gibt noch eine Bibliothek, einen Supermarkt, ein Antiquariat. Die Angst, von der Klaus-Peter Jerga und viele andere Bewohner erzählen, will nicht recht hierher passen. Die Angst vor den Dieben.

Fast jeder Ostritzer kann von aufgebrochenen Gartenlauben erzählen, von leer geräumten Garagen und Fahrradschuppen. Davon, dass es nichts gibt, was noch nicht geklaut worden wäre: Oldtimer, Schweißgeräte, Badehosen. Ein Jetski, Pools, Rasenmäher. Die Diebe, sagen die Ostritzer, kommen vor allem von der anderen Seite der Neiße, aus Polen. Sie stehlen das ganze Jahr über, nachts und am Tage. Im Schnitt wird alle zwei Tage irgendwo eingebrochen. Die Ostritzer fühlen sich im Stich gelassen von Polizei und Politik.

Wie lässt es sich leben mit der Angst, bestohlen zu werden? Die Bewohner arrangieren sich irgendwie mit der Situation. Einige haben resigniert und verschanzen sich in ihren Häusern, manche glauben an die Polizei, andere greifen zu Knüppeln und Kabelbindern, haben eine Bürgerwehr gegründet.

Heute sitzt Klaus-Peter Jerga auf der Veranda hinter seinem Haus. Jerga, der von sich sagt, er ist ein Macher, weiß nicht mehr, was er machen soll. Fünf Kameras hat er rings um sein Haus angebracht, geklaut wird weiter. Der Einbruch im Juni war der fünfte in diesem Jahr. Jerga hat die Aufnahmen seiner Kameras ans Fernsehen gegeben, es gab sogar einen Bericht im ZDF. Doch die kurze Aufmerksamkeit ist kein Trost für ihn. „Ich halte das nicht mehr aus, diese Arroganz der Macht. Wir werden völlig ignoriert“, sagt Jerga.

Im Januar hat der Görlitzer Polizeipräsident mehr Einsatzkräfte versprochen. Davon sei aber heute überhaupt nicht zu spüren, meint Jerga. Eher sei es schlimmer geworden. Die Statistik scheint ihm recht

zu geben: Im ersten Halbjahr 2015 gab es 114 Eigentumsdelikte in Ostritz, im gleichen Zeitraum des Vorjahrs nur 46. Der kräftige Mann hat Angst. Angst um seinen Besitz. Angst vor Angriffen der Diebe, wenn er sie ertappt. Angst, dass sie bald in seinem Wohnzimmer stehen könnten, in seine Privatsphäre eindringen. Bisher räumten die Diebe fast ausschließlich Garagen, Lauben und Schuppen aus.

Um schlafen zu können, hat Klaus-Peter Jerga im Schlafzimmer einen Bildschirm, auf dem die Kamerabilder von seiner Terrasse die ganze Nacht laufen. Das gibt ihm das Gefühl, ein bisschen Kontrolle zu haben. Genau wie sein Kreuzhackenstiel, der wie ein Baseballschläger aussieht. Jerga hat Stacheldraht durch die Hecken im Garten gezogen, hat Scheinwerfer mit Bewegungsmeldern bestellt, überlegt, eine Selbstschussanlage zu kaufen. Es sind Verzweiflungskäufe, denn die Hoffnung, dass sich was bessert, hat Jerga aufgegeben. Nur seinen Humor noch nicht ganz. „Vielleicht kann uns Minister Ulbig ja einen Personenschützer abgeben, der hier aufpasst“, sagt er.

Wenn man als Besucher durch Ostritz schlendert, ist die Verunsicherung der Menschen zu spüren. Sie blicken argwöhnisch, fragen beim Vorübergehen harsch, was man hier suche. Viele sind Fremden gegenüber paranoid geworden. Denn Diebe kommen schon tagsüber nach Ostritz, um zu schauen, wo sie nachts gut einsteigen können. Mittlerweile scheint sich jeder Gedanke und jedes Gespräch um die Diebe zu drehen, die aktuell geklauten Benzinkanister oder Einräder. Wertvolle Sachen bewahren die Ostritzer nun ohnehin im Haus auf, Türen und Fenster schließen sie, selbst wenn sie nur mal kurz zum Penny gehen.

Thomas Göttberger blinzelt in die Abendsonne, die sich über den Marktplatz senkt. Seit 2009 sitzt er im Stadtrat. Schon lange fordert der gebürtige Bayer mehr Polizei im Ort. Ohne Erfolg, wie er sagt: „Bei der Polizei herrscht hier das Prinzip Hoffnung. Die Hoffnung darauf, dass nichts passiert.“ Die Direktion in Görlitz sei vollkommen unterbesetzt für ein so weitläufiges Einsatzgebiet. Wenn neue Polizisten versprochen würden, seien diese allenfalls Lückenfüller für aus dem Dienst scheidende oder kranke Kollegen.

Auch die Ortskenntnis sei ein Problem: Manche Bereitschaftspolizisten kennen sich schlicht nicht aus in Ostritz, sagt Göttberger. Ende 2014 habe ein Bürger den nach einem Einbruch eintreffenden Polizisten zugerufen, die Diebe seien zur Neiße geflohen. Die Polizisten stürzten los – in die entgegengesetzte Richtung.

Weil es an beidem fehle, an Personal und an Ortskenntnis, sei Ostritz zum „Selbstbedienungsladen“ geworden. Zur beinahe rechtsfreien Zone.

Conny Stiehl, Polizeipräsident der Direktion Görlitz, widerspricht der Kritik entschieden. Ja, in Ostritz gebe es die meisten schweren Diebstähle pro Kopf im Einsatzgebiet. Auch die Unsicherheit sei zu verstehen. Keinesfalls aber würden die Ostritzer vernachlässigt. Im Gegenteil: In keiner Gemeinde der Region sei der Aufwand so hoch, gemessen an der Einwohnerzahl. Personell sei die Polizei in der Lage, der Kriminalität wirkungsvoll entgegenzutreten. Die neuen Kollegen seien keine Lückenfüller, sondern motivierte, junge Polizisten, die aus der Region kommen. Man arbeite intensiv mit der Bundespolizei, dem Zoll und polnischen Kollegen zusammen.

Um Diebstähle zu verhindern, brauche die Polizei aber vor allem eines, sagt Stiehl: „Es geht nur zusammen mit den Bürgern.“ Er findet es schade, wenn sie sich zurückziehen. Wenn die Polizei zum Blitzableiter ihrer Frustration wird. Immerhin gab es jüngst Fahndungserfolge, ein Hehlerlager in Bogatynia wurde ausgehoben. Doch die verunsicherten Bürger würden oft nur negative Neuigkeiten wahrnehmen.

Mehrmals jährlich fährt ein Infomobil der Polizei nach Ostritz. Die Bürger können sich beraten lassen, wie sie sich vor Dieben schützen. Bei den letzten Terminen kamen 17, 20 und 15 Besucher. Stiehl sagt, man werde den Ostritzern den Dialog nicht aufzwingen, nur weiterhin anbieten.

Dirk Neumann sind die Versprechen von mehr Personal und Dialog nicht mehr genug. Vor drei Jahren hat er mit Freunden eine Bürgerwehr gegründet. Neumann und seine Mitstreiter stehen Nacht für Nacht an der Neißebrücke. Die schmale Holzbrücke unterhalb der Ostritzer Altstadt ist ein Hauptweg polnischer Diebe, da die Umgebung kaum beleuchtet ist. Jetzt im Sommer, wenn die Neiße kaum kniehoch ist, kommen die Diebe oft durch den Fluss.

Wenn die Dunkelheit einbricht, patrouilliert die Bürgerwehr auch durch den Ort, legt sich auf dem alten Armeegelände in der Bahnhofsstraße oder gegenüber im Hotel „Neißeblick“ auf die Lauer. Wenn Neumann jemanden erblickt, verständigt er die Polizei und nimmt die Verfolgung auf. Da es bis zu einer Stunde dauern könne, bis Beamte eintreffen, nimmt Neumann die Diebe manchmal selbst fest. Er hat immer Kabelbinder, Knüppel und Quarzhandschuhe dabei. „Damit kann ich schon mal eine verteilen“, sagt er.

Der Polizei schmeckt es natürlich nicht, wenn Bürger ihr Gewaltmonopol übernehmen. Polizeipräsident Conny Stiehl: „Vom Losziehen in Wildwest-Manier halte ich gar nichts.“ Er findet es gut, wenn Bürger die Polizei bei einem Einbruch oder im Verdachtsfall benachrichtigen und Diebe in sicherem Abstand verfolgen. Ihm gefällt es aber nicht, wenn Bürger sich in Gefahr begeben und versuchen, die Diebe selbst festzusetzen.

Auch die Ostritzer sind gespalten, was sie von ihrer Bürgerwehr halten sollen. Manche sehen in Neumann und seinen Mitstreitern „rechte Experten“. Andere meinen, „die tun wenigstens was“. Tatsächlich hat die Bürgerwehr schon einige Diebe schnappen können.

Heute Nacht wird Dirk Neumann nicht lange auf der Brücke stehen; er muss morgen um vier Uhr zur Frühschicht in einem Maschinenbau-Unternehmen. Neumann ist 37 und Familienvater. Die Bürgerwehr, die sich manche als Schlägertrupp vorstellen, besteht heute aus seiner Frau, seinen zwei Söhnen, seinen Hunden Max und Maja sowie Hartmut Ehrentraut, dem Besitzer des Hotel „Neißeblick“. Dort fand 2012 der NPD-Parteitag statt. Viele Ostritzer haben das Ehrentraut übelgenommen. Er habe das damals nach dem Hochwasser aber nur wegen des Geldes gemacht, sagt der Mann mit den Schlappen.

Wie im Ort ist es auch hier auf der Brücke Konsens, dass man kein Problem mit den Polen habe, nur mit den Dieben. Die Polizei meint, man könne nicht sagen, wie viele Polen unter den Dieben sind, die Ostritzer sagen, es sind mindestens zwei Drittel. Trotzdem beteuern alle im Ort, sie hätten tolle polnische

Kollegen und Freunde – die auf der anderen Neißeseite die gleichen Sorgen mit Dieben hätten.

Die kleine Bürgerwehr steht auf der Brücke unter dem Sternenhimmel, raucht und wartet, leuchtet mit einer Taschenlampe auf das dunkle polnische Ufer.

Um 21.33 Uhr fährt dort im Schritttempo ein Auto vor. Ein kastiges, ein Seat vielleicht. Drei Mann sitzen drin. „Sie sehen nach, ob wir heute Nacht auf der Brücke stehen“, raunt Neumann. Unheimliche Sekunden. Die Hunde kläffen. Maja kann Polen riechen, sagt Neumanns Frau ernst. Das Auto fährt langsam weiter. Dann bleibt es ruhig. Es raschelt mal im Gebüsch – ein Dieb?, ein Dachs? –, doch es ist nichts zu sehen. Die Gruppe scheint enttäuscht zu sein, nur Neumanns Frau erleichtert.

Natürlich sei die Bürgerwehr auch Nervenkitzel, Adrenalin. „Andere gehen Bergsteigen, wir machen das hier“, sagt der 16-jährige Sohn, und Dirk Neumann nickt. Es ist die Nacht, in der Klaus-Peter Jerga einmal mehr darüber nachdenkt, alles zusammenzupacken und wegzuziehen. Doch wer wollte sein Haus übernehmen?

MIT BLOSSEN HÄNDEN

Boxkämpfe mit blanken Fäusten gibt es nur in britischen Gangsterfilmen? Dachten wir auch. Dann schickten wir unseren Reporter nach England, und er tauchte ein in die harte Halbwelt der Bareknuckle-Fighter

Von Alexander Neumann-Delbarre

KAPITEL 1: Das Biest

Die Welt der Bareknuckle-Boxer, der Männer, die ihre Kämpfe mit blanken Fäusten austragen, ist ein schummriger Ort. Durchzogen vom Dunst aus Schweiß und Bier, umweht vom Ruch des Illegalen, regiert von harten Kerlen, undurchsichtigen Typen, gewieften Geschäftsmännern und deren Fehden, Freundschaften und Absprachen. Aber diese bislang so lichtscheue Szene ist dabei, sich zu öffnen. Einige ihrer Größen wollen es so. Und wer versucht, die Gründe dafür zu erfahren und ihre Welt auszuleuchten, beginnt seine Reise am besten mit einem Besuch bei dem Mann, den sie „Das Biest“ nennen.

Holmfirth, ein idyllisches englisches Dorf, etwa 40 Kilometer östlich von Manchester. Am Bach neben der Kirche füttern Kinder die Enten, ein Poster wirbt für das anstehende Folk-Music-Festival. Kein Ort, an dem man einen Mann namens „Biest“ vermuten würde. Aber zum Treffpunkt steht er pünktlich in der Tür seines Stammpubs „Postcard Inn“. Zerfurchte Stirn, zugeschwollene Augenhöhlen, knollige Nase. Sein Händedruck: eine raue Pranke, die sanft zugreift. „Ich mag keine festen Handschläge“, sagt er, „das schmerzt, zu viele schlecht verheilte Brüche. Was willst du trinken?“

Für einen Mann, der sich einen Namen damit gemacht hat, einigen von Englands härtesten Männern in mal mehr, mal weniger legalen Kämpfen mit bloßen Fäusten Kiefer, Nasen und Rippen zu brechen, wirkt er überraschend mild. Sein echter Name: Dave Radford. Er ist 46 Jahre alt, arbeitet auf dem Bau und lebt in einem Wohnwagen auf dem örtlichen Campingplatz. „56 Pfund pro Woche inklusive Strom“, sagt er und lächelt zufrieden, während er sich auf eine Couch fallen lässt.

Ein paar Meter von ihm entfernt hängt über dem Kamin ein Foto: Es zeigt ihn Arm in Arm mit einem bärtigen Hünen, beide blutüberströmt, die Gesichter zerschlagen, doch in den Augen Stolz und Erschöpfung. „Das sind James McCrory und ich nach unserem zweiten Fight“, sagt Dave. Ein Kampf, der die beiden zu Legenden der Bareknuckle-Welt machte.

Dave stammt aus Hemsworth, einer Kleinstadt, eine halbe Autostunde entfernt. Kein schöner Ort. Geschlossene Minen, arbeitslose Männer, Samstagabende, deren Highlight die Schlägerei vor dem Pub ist. Mit 16 fing er an, Männer, die ihm oder seiner Familie Probleme machten, mit den Fäusten zu „disziplinieren“, wie er es nennt. Später wurde er Boxer, 28 Profi-Kämpfe, darunter 1997 ein Fight gegen den mehrfachen Weltmeister Roberto Durán. Er verlor ihn, aber viele sagten Dave eine respektable Karriere voraus - bis der Unfall geschah: Bei der Arbeit in einem Schacht fiel ein tonnenschweres Metallgestell auf ihn herab und brach ihm Schulterbein, Kiefer, zwei Rippen und sechs Wirbel. Weil der Boxverband ihm danach wegen der schweren Verletzungen keine Lizenz mehr geben wollte, bedeutete der Unfall das Ende seiner Ring-Laufbahn - und den Beginn seiner Bareknuckle-Karriere. „Ich konnte nicht einfach aufhören zu kämpfen, für mich ist das wie eine Sucht.“ Er zog die Handschuhe aus und ging in den Untergrund.

Der Schauplatz seines ersten Bareknuckle-Fights: eine mit Kuhfladen übersäte Wiese neben einer Farm. Etwa ein Dutzend Männer sahen zu, als er einen stiernackigen, fleischigen Kerl namens „Leicester Bulldog“ in einem kurzen Kampf ausknockte. Gerade mal 500 Pfund, etwa 700 Euro, bekam er für den Sieg. Doch Dave hatte Blut geleckt. Es folgten weitere Siege, er machte sich einen Namen in der Szene. Und dann, im Januar 2013, stand ihm in einer schäbigen Hinterhofbar in Leicester zum ersten Mal dieser zottelige Typ aus Newcastle gegenüber: James McCrory, den sie „Gypsy Boy“ (Zigeunerjunge) nennen.

Dave holt sein Handy heraus und zeigt ein verwackeltes Video: James McCrory steht in einem Pub und singt ein irisches Volkslied. „Das war hier im 'Postcard'. Er hat mich letztes Jahr ein paar Tage besucht. Ich liebe den Kerl. Aber Mann, haben wir uns schon Schmerzen zugefügt!“

Nachdem Dave das erste Duell verloren hatte - er musste aufgeben, weil seine Augen so zuschwollen, dass er blind in James' Fäuste rannte -, wurde die Revanche zu einem Kampf, den viele für einen der besten Bareknuckle-Fights überhaupt halten: eine erbarmungslose etwa zehnminütige Keilerei, die damit endete, dass Dave die Welt um sich herum nur noch wie durch einen Schleier wahrnahm - und beschloss, den Abend überleben zu wollen. Das Resultat: zwei gebrochene Hände und eine Augenhöhlenfraktur bei Dave, eine gebrochene Nase und ein angeknackstes Jochbein bei James.

„Wir haben uns danach geschworen, nie mehr gegeneinander anzutreten“, sagt Dave. „Es sei denn, jemand zahlt 10.000 Pfund für den Kampf, was eine absolute Fantasiesumme ist.“ Etwa 14.000 Euro also, ein Wahnsinn, niemand würde das zahlen. Doch dann, vor wenigen Monaten, kam der Anruf eines Promoters. „Tja, und jetzt sitze ich hier und trinke seit einer Woche nur noch dieses Zeug.“ Dave deutet auf das Glas Wasser vor ihm. Der Kampf „Das Biest“ versus „Gypsy Boy“, Teil drei, das große Finale - er findet übermorgen statt.

KAPITEL 2: Der Promoter

“10.000 Pfund? Ja, stimmt, aber schreib das nicht rein. Obwohl . . . schreib's doch rein, dann wissen alle wo's langgeht.“ Der Mann, der das sagt, heißt Joe Brown, ist 42 Jahre alt, hat ein schmales, markantes Gesicht und war von Beruf Buchhalter, bevor er ins Bareknuckle-Geschäft einstieg. Brown ist Promoter, er organisiert Kämpfe. Und damit ist er in jüngerer Zeit ziemlich erfolgreich. Seit Jahren wächst die britische Bareknuckle-Szene kontinuierlich. Immer mehr Promotions, winzige Boxställe, sprießen aus dem sumpfigen Boden der Bareknuckle-Welt. Die wohl bekannteste unter ihnen heißt „Bbad“, sie gehört Brown, und er hat Großes mit ihr vor: Brown will Bareknuckle-Boxen zu einem Mainstream-Sport machen.

Boxen ohne Handschuhe, das war in England, dem Heimatland des modernen Boxsports, bis Ende des 19. Jahrhunderts der Normalfall. Als jedoch 1892 mit der Einführung der bis heute gültigen Queensberry-Regeln das Tragen von Boxhandschuhen zur Pflicht wurde, verschwand das Bareknuckle-Boxen in den Untergrund. In Scheunen, Hinterhöfen, abseits der Rummelplätze: Dort fanden die Kämpfe weiterhin statt. Unter den britischen „Gypsies“ haben sie eine lange Tradition, es geht um Geld, Wetten, Ehre. Manche Clans tragen seit Generationen andauernde Familienfehden auf diese Weise aus. Aber auch in der britischen Unterwelt wurden Bareknuckle-Kämpfe arrangiert, und wenn man beispielsweise der Autobiografie der Szene-Legende Lenny McLean glauben darf, endeten diese bisweilen tödlich. Bis heute finden unlicenzierte Kämpfe statt, und bis heute sind sie illegal: Wer seinen

Gegner verletzt, muss rechtlich mit denselben Konsequenzen rechnen wie jemand, der bei einer Pub-Prügelei zugeschlagen hat. Da macht die Polizei keinen Unterschied. Am besten, sie erfährt gar nicht erst davon. Also wird oft im Geheimen gekämpft vor einer Hand voll Eingeweihter.

„Bareknuckle hat ein riesiges Zuschauerpotenzial“, sagt Promoter Brown. „Wenn Tyson früher angriff, riss es dich kurz vom Stuhl, oder? Beim Bareknuckle hast du nur das! Jede Sekunde Vollgas. Das lieben die Leute, glaub mir. Aber damit sie es sehen können, müssen wir es legal machen.“ Vor einem Jahr hat Brown begonnen, legale Bareknuckle-Kampfabende zu organisieren, mit Boxringen, klaren Regeln, Ringrichtern, Sanitätern, eingeweihter Polizei. Jetzt steht sein bislang größter Event an. Er hat ein Luxushotel in Nottingham gebucht: blanke Fäuste unter Kronleuchtern, das Untergrund-Spektakel als Hochglanz-Event. Rund 500 Tickets will er verkaufen, für 70 Euro das Stück, eine Live-Übertragung ins Internet für Pay-per-View-Kunden ist geplant, und der Polizeichef von Nottingham hat sich als VIP-Gast angekündigt.

Es ist ein großes und riskantes Vorhaben, das Brown da angeht. Deshalb griff er vor einigen Monaten zum Hörer und sicherte sich einen Kampf, der Zuschauer anlockt und ein Spektakel verspricht: das finale Duell zwischen Dave und James. Ein guter Plan, eine kluge Investition. Bleibt nur eine Frage: Taucht James McCrory auch wirklich auf? Und wenn ja: in welchem Zustand?

KAPITEL 3: Gypsy Boy

Es gibt diese Geschichte über James „Gypsy Boy“ McCrory, die sein Genie und seinen Wahnsinn auf den Punkt bringt: Im März 2014 wartete eine aufgeheizte Meute von etwa 300 Männern in einem Haus in Süd-London darauf, dass James gegen einen speziell eingeflogenen Amerikaner kämpfte. Es sollte der erste, wenn auch inoffizielle, transatlantische Titelfight im Bareknuckle-Boxen seit 150 Jahren werden. Ein historischer Abend. Aber James - tauchte einfach nicht auf. Niemand wusste, wo er steckte. Gerüchte, er habe gekniffen, machten die Runde. Doch dann, mit über zwei Stunden Verspätung, stand er plötzlich in der Tür: ein betrunkenen bärtiger Koloss im Newcastle-United-Trikot. Als der Kampf schließlich begann, kassierte James schlimme Prügel, fiel aus dem mit Heuballen abgegrenzten Ring, ging später zu Boden - und schlug den Amerikaner plötzlich mit einem linken Haken K. o.

James McCrory in den Tagen vor seinem Kampf gegen Dave aufspüren zu wollen ist, als hänge man in einer endlosen Telefonwarteschleife: Dauernd verspricht einem jemand, bald mit der gewünschten Person sprechen zu können, aber weiter kommt man einfach nicht. Dann gibt es plötzlich einen Treffpunkt: eine menschenleere Kreuzung im Niemandsland, sechs Kilometer außerhalb von Bradford. Ein paar kleine graue Häuser stehen dort, eine mit Spinnweben überzogene rote Telefonzelle und grasende Schafe. Irgendwann fährt ein blaues SUV vor, die Beifahrertür geht auf, ein großer, wuchtiger Kerl steigt aus, spuckt auf den Boden und grinst: James.

Fünf Minuten später sitzen wir in einem mit Klamotten übersäten Zimmer in einem der Häuser an der Kreuzung. Gemeinsam mit zwei Freunden - einer von ihnen hat den Körperbau Mike Tysons - wohnt James hier. „Aber erst seit einigen Wochen“, sagt er, „ich wollte aus Newcastle weg, zu viele Probleme da oben.“ Was für Probleme? „Verschiedenes. Ich kann ein

gefährlicher Mann sein. Und ich kann ein gefährlicher Mann für mich selbst sein. Ich muss auf mich aufpassen. Die Ruhe hier tut mir gut.“

Anders, als es sein Kampfname vermuten lässt, ist James, 32, kein Gypsy. Er wuchs in Newcastle auf, Sozialwohnungssiedlung, schwere Jugend. „Wenn ich die Schule geschwänzt habe und mein Vater das rausfand, wurde er immer so sauer, dass er eine Flasche Whiskey aufmachte - er trank ziemlich viele davon.“ Mit zehn begann James zu boxen, wenig später nahm sein Vater ihn zum ersten Mal mit auf den Bau. Ob er zurzeit einen Job habe? „Ich treibe ein bisschen Schulden ein, ansonsten dies und das.“

James steht auf und geht in die Küche. Als er mit einem Stück Pizza in der Hand zurückkommt, erkundigt er sich nach Dave. „Er ist ein Top-Kerl, ein echter Freund. Aber unser zweiter Fight hat mich bestimmt fünf Jahre meiner Karriere gekostet.“ Und dann erzählt er, weshalb er den Kampf gegen den Amerikaner im März 2014 fast verpasst hätte: „Ich hatte Dave in Holmfirth besucht, vier Tage im Pub, ich hatte sicher 150 Guinness. Irgendwann meinte ein Typ: Kämpfst du nicht heute gegen diesen Amerikaner? Und ich: Das ist doch erst morgen, oder? Verdammt . . .!“

Auf seinen aktuell anstehenden Kampf ist er besser vorbereitet. Wie Dave hat er wochenlang im Gym trainiert, dazu ein-, zweimal die Woche gespart. „Aber eigentlich ist mir fast egal, wer gewinnt. Die Kohle teilen wir uns eh, das haben Dave und ich abgemacht. Ein Teil von mir wünscht sich fast, dass Dave gewinnt - aber der andere sagt: Ich werde nicht verlieren.“

KAPITEL 4: Das Schloss

Das „Colwick Hall Hotel“ in der Nähe von Nottingham, 200 Jahre alt, parkähnliche Grünanlagen, ein Hochzeitsparadies für Betuchte, bietet an diesem Nachmittag einen bizarren Kontrast zu seinen Gästen. Tätowierte Kerle in T-Shirts unterhalten sich vor dem Springbrunnen, glatzköpfige Muskelpakete in Anzügen trinken in stuckverzierten Salons ihr Bier. Dazwischen: einige aufwendig zurechtgemachte Frauen, die man nicht allzu lang ansehen sollte, weil sie garantiert zu jemandem gehören, mit dem man keinen Ärger haben will.

Am frühen Abend beginnen in einem großen weißen Festzelt im Garten die ersten, nach Gewichtsklassen zusammengestellten Kämpfe. Sie finden in der Mitte des Zeltes in einem Boxring statt. Wie von der Leine gelassene Hunde gehen die Männer aufeinander los. Atemlose Schlägereien, bei denen immer wieder das schwer verkraftbare, krachend-knacksende Geräusch zu hören ist, das entsteht, wenn eine blanke Faust in ein Gesicht einschlägt. Die Runden dauern drei Minuten. Geht ein Kämpfer zu Boden, wird bis 20 gezählt. Ist er zu schwer verletzt, wird abgebrochen. Kaum ein Kampf dauert länger als zehn Minuten, einer ist bereits nach wenigen Sekunden vorbei: frontaler Nasentreffer, K. o. D Xenon er Ringrichter ist ein Hüne mit schwarzen Handschuhen, den jeder im Raum kennt, jedoch nicht wegen seines Geschicks als Referee: Der Mann heißt Shaun Smith und ist Englands berüchtigtster Schuldeneintreiber.

Zwischen den Kämpfen übernimmt eine andere Unterwelt-Größe das Kommando: Dave Courtney, ein glatzköpfiger Ex-Gangster aus London, der als lebendes Vorbild für den von Vinnie Jones verkörperten Geldeintreiber im Guy-Ritchie-Film „Bube, Dame, König, Gras“ gilt. Immer wieder greift er zum Mikrofon und unterhält die Gäste: „Das letzte Mal, dass ich so viele Verbrechervisagen auf einem Haufen gesehen habe, war im Knast in Bermondsey!“

Riesengelächter. Es sieht tatsächlich aus, als wäre Englands halbe Unterwelt anwesend. Aber die Stimmung ist friedlich. Keine Streitereien, keine Provokationen. In einer Halle voller Dynamit - wer würde da auch anfangen zu zündeln?

Während Celebrity-Gangster Courtney etwas später im Garten steht und den legendären zweiten Kampf zwischen Dave und James mit einem Ballett vergleicht - „Das war 'Der Nussknacker' des Bareknuckle-Boxens“- , hetzt Promoter Brown über das Gelände: Die Live-Übertragung ins Internet ist kurz ausgefallen, einer muss sich um den Polizeichef kümmern, und zudem ist ein bekannter Mixed-Martial-Arts-Kämpfer aus Kanada zu Gast, der bald für Bbad seinen ersten Bareknuckle-Kampf bestreiten will. Aber Brown ist zufrieden. Der Abend ist ausverkauft, die Stimmung prächtig, das Finale kann beginnen.

KAPITEL 5: Knock Out

Als Dave und James in den Ring steigen, scheint es für einen Moment, als wäre das Bareknuckle-Boxen wieder dort angekommen, von wo es im 19. Jahrhundert vertrieben wurde: in einem brechend vollen Jahrmarktzelte, dunkel, stickig, das Publikum aufgeheizt, die Stimmung geladen. Wie zwei Preisboxer stehen sie im gedämpften Licht des Kronleuchters: James in seinem Newcastle-Trikot und mit bandagierten Händen, Dave in einem schwarzen Muskelshirt, die Hände blank. Bandagen trägt er nicht, aus Prinzip, Bareknuckle ist Bareknuckle.

Die beiden Männer klatschen in der Mitte des Rings ab, dann geht es los. Kein Abtasten, kein Taktieren. Dave deckt James ein ums andere Mal mit Schlägen ein, während der sich schützend die Arme vors Gesicht hält. Mitte der ersten Runde liegt James plötzlich auf dem Boden, er ist ausgerutscht. Dave hilft ihm auf. Abklatschen. Weiter. Dave dominiert die ersten beiden Runden, es sieht gut aus für ihn, aber er weiß, dass er vorsichtig sein muss: Hält er die Faust nicht fest genug zusammen, läuft er Gefahr, sich beim Schlagen die Hand zu brechen. Trifft er versehentlich mit Wucht James' Ellenbogen, zertrümmert er sich die Knöchel, als hätte er gegen eine Betonwand geschlagen.

Mit Beginn der dritten Runde übernimmt James das Zepter. Er wirkt nun schneller, aggressiver. Die Schläge, die er kassiert hat, scheinen ihm nichts ausgemacht zu haben. Erst als Dave eine massive Rechte landet, wirkt James zum ersten Mal angeschlagen. Blutflecken zeichnen sich nun auf seinem schwarz-weißen Trikot ab. Doch er fängt sich schnell. Mit aufgerissenem Mund klopft er sich auf die Brust: Komm her! Gib mir mehr!

Der Gongschlag zur vierten und vorletzten Runde ertönt. Daves Augen sind zugeschwollen, er hat eine offene Wunde am Kopf. James hat einen Cut unter dem linken Auge, die Blutflecken auf seinem Trikot werden immer größer. Beide Männer wanken nun, warten ab - da landet James plötzlich einen linken Haken und setzt sofort nach. Dave versucht, sich zu wehren, schlägt ins Leere und läuft in eine brutale Linke von James, die die Haut über seinem rechten Auge aufplatzen lässt. Als Dave auf die Knie sinkt, rinnt Blut von seinem Auge auf den Ringboden. Der Schiedsrichter beugt sich zu ihm runter und blickt ihm ins Gesicht. Dann winkt er mit den Armen: Aus, vorbei, technischer K. o. - der „Gypsy Boy“ hat „Das Beast“ besiegt.

Während James wenig später jubelnd durch den Ring springt, umringt von einer Traube von Männern, sitzt Dave in seiner Ecke und hält die Hände zitternd vor sich. Sie sind beide gebrochen. Schon seit Runde zwei, wie man später erfährt. Dave sieht völlig zerstört aus. Er

ist 46, sein Gedächtnis macht ihm seit Jahren Probleme, seine Hände sind kaputt, sein Körper ist geschunden. Wäre man ein enger Freund, würde man sagen: Dave, du bist ein großer Kämpfer, eine Legende, aber ist es nicht vielleicht Zeit aufzuhören?

Dann kommt James herüber. Die beiden umarmen sich lange. Schließlich greift der „Gypsy Boy“ zum Mikrofon. „Dave“, sagt er und atmet schwer, „mein größter Respekt, danke für alles, was du für diesen Sport getan hast - aber ich möchte dir bitte nie, nie mehr in einem verdammten Ring begegnen.“ A

Die grauen Herrscher der Medizin

Ein kleiner Club bestimmt zum großen Teil darüber, wie gut die Menschen im Land mit Ärzten versorgt sind: die Funktionäre der Kassenärztlichen Vereinigungen. An ihrer Spitze gedeiht einiges, was der Gesetzgeber so wohl nicht gewollt hat – wie aktuelle Untreueermittlungen an der Spitze zeigen

Von Anette Dowideit

1 Da, wo Frau Kirsch wohnt, ist immer
2noch Berlin. Das kann man sich allerdings
3schlecht vorstellen, wenn man im „Café
4Lebenslust“ sitzt, im Erdgeschoss ihres
5Altenheims in Köpenick. Das
6Regierungsviertel, der Touristenrummel
7am Fernsehturm, die Hipster in Mitte, das
8alles ist kilometerweit und eine halbe
9Gedankenwelt entfernt vom „Haus
10Müggelspree“: einem Neubau, gelb-
11orange-beige angestrichen, freundliche
12Altenheimarchitektur. Die Anfang 60-
13Jährige lebt seit einem Jahr hier, und
14eigentlich, sagt sie, gefällt es ihr. Wenn es
15bloß mehr Ärzte gäbe.

16 Ingrid Kirsch muss oft zum Doktor, alle
17zwei Monate allein zum Neurologen. Sie
18hat Parkinson. „Anstrengend ist das“, sagt
19sie leise. Eine Pflegerin ist beim Gespräch
20dabei und wiederholt laut, was die
21schmale Frau mit den hellblauen Augen
22sagt. Jede Fahrt zum Facharzt dauert
23mindestens vier Stunden. Eine bis
24eineinhalb Stunden allein über die
25Autobahn bis nach Berlin-Mitte. Dann
26warten, bis man drankommt,
27zurückfahren. Jedes Mal muss eine
28Pflegerin sie begleiten, jedes Mal muss
29die Krankenkasse die Fahrt bezahlen: 54
30Euro pro Strecke.

31 Dass Frau Kirsch so weit fahren muss,
32hängt damit zusammen, dass es in
33Deutschland ein ganz legales Ärztekartell
34gibt. Es hat wesentlichen Einfluss darauf,
35wo und von wem Patienten behandelt
36werden: die Kassenärztlichen
37Vereinigungen, ein Apparat mit 12.000
38Mitarbeitern. Seine Vorsitzenden handeln
39für die rund 165.000 Kassenarzt- und
40Psychotherapiepraxen im Land, die einen
41Vertrag mit den gesetzlichen Kassen
42haben und somit Pflichtmitglied in der

43Kassenärztlichen Vereinigung sind, die
44Honorare mit den Krankenkassen aus. Sie
45vertreten ihre Interessen und prüfen ihre
46Abrechnungen. Die Kassenarztvertreter
47haben in ihrem Wirken quasi ein Monopol.
48Etwa 90 Prozent der Deutschen sind
49gesetzlich krankenversichert.

50 Die Funktionäre an der Spitze gehören
51zu den einflussreichsten Spielern in der
52deutschen Gesundheitspolitik, sie teilten
53den Kassenärzten im vergangenen Jahr
54gut 33 Milliarden Euro zu.

55 Dieses Geld sollen sie so verteilen,
56dass überall im Land genügend Ärzte da
57sind, um die Leute zu behandeln. Das ist
58ihr gesetzlicher Auftrag. Wer sich in die
59Niederungen der Arbeit dieser
60Vereinigungen begibt, stellt aber fest: Viel
61zu häufig tun sie das nicht. Stattdessen
62achten sie darauf, dass ihre Ärzte
63möglichst keine zusätzliche Konkurrenz
64bekommen – zum Beispiel durch mehr
65Krankenhäuser, die ambulant Patienten
66behandeln. Sie streiten das noch nicht
67einmal ab. Manche der Funktionäre
68nutzen ihre bürokratischen Apparate für
69politische Zwecke, andere bereichern sich
70sogar selbst. „Solche sich selbst
71organisierenden Systeme haben das
72Problem, dass sie aus dem Gleichgewicht
73geraten können. Diesen Eindruck kann
74man auch auf die Kassenärztlichen
75Vereinigungen übertragen“, sagt der
76Gesundheitsökonom Thomas Kolb,
77Professor an der Hochschule Rhein-Main.

78 Es gibt Argumente, die dagegen
79sprechen, dass die Kassenarztvertreter
80das Angebot im Sinne ihrer Klientel knapp
81halten, und es gibt solche dafür. Mit der
82Medizin ist es nämlich anders als bei
83anderen Gütern, Nahrungsmitteln zum
84Beispiel. Während sich relativ leicht an der
85Nachfrage im Supermarkt ablesen lässt,
86wie viele Schweineschnitzel und wie viel
87Camembert die Deutschen benötigen, ist
88der „Bedarf“ eines Landes an Ärzten nicht
89mehr als ein Kunstbegriff. Die Forschung
90zeigt: Gibt es viele Arztpraxen und man
91kommt rasch dran, gehen gerade Rentner
92häufig hin. Das Angebot schafft sich seine
93eigene Nachfrage.

94 Will man diese Zusammenhänge
95aufdröseln, kann man zum Beispiel bei
96Frau Kirsch in Köpenick anfangen. Bis vor

97rund vier Jahren gab es hier, wo sich
98Spree und Dahme treffen und Touristen
99Bootstouren mit Blick aufs Köpenicker
100Schloss machen können, eine ganze
101Menge Fachärzte. Das Deutsche Rote
102Kreuz hatte hier ein sogenanntes
103Medizinisches Behandlungszentrum. Das
104heißt, Patienten, zum Beispiel die alten
105Leute aus dem Heim „Haus Müggelspree“,
106konnten sich ambulant von
107Krankenhausärzten behandeln lassen.
108Doch das Zentrum gibt es nicht mehr.

109 Fragt man Lokalpolitiker,
110Krankenkassenfunktionäre oder den
111Interessenverband der Medizinischen
112Behandlungszentren, was in Köpenick
113passiert ist, dann sagen die: Die
114Kassenärztliche Vereinigung Berlins habe
115in den vergangenen Jahren eine
116regelrechte Hexenjagd auf Krankenhäuser
117veranstaltet, die ambulant Patienten
118behandeln. Sie habe ihre Fachleute
119darauf angesetzt, den Krankenhäusern so
120genau wie möglich bei der Abrechnung
121auf die Finger zu schauen: Hat vielleicht
122ein Assistenzarzt anstatt einem Facharzt
123Patienten behandelt?

124 Wenn etwas gefunden wurde, gab die
125Kassenärztliche Vereinigung es an die
126Staatsanwaltschaft. Etwa die halbe
127Berliner Krankenhauslandschaft war
128betroffen, es liefen
129Abrechnungsbetrugsverfahren gegen
130Helios, Vivantes, die Charité. Es gab
131Razzien, leitende Ärzte mussten in
132Untersuchungshaft. Tatsächlich konnte
133dem Deutschen Roten Kreuz so
134Abrechnungsbetrug nachgewiesen
135werden, der strafrechtliche Prozess hat
136noch immer nicht begonnen. Die
137Kassenärztliche Vereinigung und das
138DRK einigten sich außergerichtlich: Der
139Klinikbetreiber zahlte elf Millionen Euro
140zurück. So weit, so gut hat die
141Kassenärztliche Vereinigung in diesem
142Fall ihre Arbeit gemacht. Wäre da nicht
143dieses eine Detail: Sie rang dem
144Deutschen Roten Kreuz zusätzlich ab,
145drei seiner Medizinischen
146Behandlungszentren zu schließen. Auch
147das in Köpenick.

148 Der Fall illustriert das grundsätzliche
149Problem des deutschen
150Kassenarztsystems. Während in den

151meisten anderen Ländern die Regierung
152oder die Krankenkassen entscheiden, wo
153es wie viele Arztpraxen gibt, spielen hier
154die Vertreter der Ärzte, die schon eine
155Niederlassung haben, eine wesentliche
156Rolle: die Kassenärztlichen Vereinigungen
157eben. Dabei orientieren sie sich,
158gemeinsam mit den Kassen, an einer
159bundesweit festgelegten
160„Bedarfsplanung“. Das heißt: Vor 25
161Jahren hat der Gesetzgeber gezählt, wie
162viele Praxen es wo im Land gab und dann
163festgeschrieben, dass sich die Arztdichte
164daran künftig orientieren soll. Im
165wesentlichen gelten diese Größen heute
166noch, auch wenn sie 2013 überarbeitet
167wurden.

168 Die Kassenarztvertreter können sich
169zwar in Abstimmung mit den Kassen über
170diese Bedarfsplanung hinweg setzen,
171wenn es dem Patienten hilft. Doch das
172Problem ist: Sie stehen unter Druck, das
173nicht zu tun. Denn gleichzeitig sind die
174Funktionäre die Interessenvertreter der
175niedergelassenen Ärzte – und die
176erwarten von ihnen, dass sie ihnen
177möglichst viel Geld verschaffen. Das
178Interesse des Patienten und das des
179Arztes stehen im direkten Widerspruch.
180Wer dabei meist den Kürzeren zieht, ist im
181System angelegt: Gewählt werden die
182Kassenarztvertreter von Ärzten; ihnen
183gegenüber müssen sie Rede und Antwort
184stehen. Einem Patienten, der wegen einer
185Entscheidung eines KV-Funktionärs
186keinen Arzttermin bekommt, dagegen so
187gut wie nie.

188 Als das Köpenicker Ärztezentrum
189schloss, hieß das für die Altenpfleger im
190„Haus Müggelspree“: Für ihre Bewohner
191mussten plötzlich neue Augenärzte, neue
192Internisten, neue Urologen her. Doch wo?
193Im Bezirk Treptow-Köpenick gibt es im
194Vergleich zum Rest der Stadt sehr wenige
195niedergelassene Ärzte: Einen Internisten
196für über 12.000 Bewohner zum Beispiel –
197in ganz Berlin sind es im Schnitt 8460
198Bewohner, in Charlottenburg-Wilmersdorf
199rund 6000. Ähnlich bei den Neurologen:
200Einer muss in Treptow-Köpenick fast
20118.000 Menschen versorgen, dreimal so
202viele wie in Charlottenburg-Wilmersdorf.
203Auch dafür sind die Kassenärzte und ihre
204Funktionäre mitverantwortlich. In den
205vergangenen Jahren gestatteten sie über

206ihre zuständigen Ausschüsse immer
207wieder Ärzten, ihre Praxen aus Köpenick
208und anderen finanziell unattraktiven
209Bezirken zu verlegen – dorthin, wo mehr
210zahlungskräftige Patienten wohnen, die
211sich Selbstzahler-Leistungen kaufen
212können, und wo die Praxis mehr wert ist,
213wenn der Arzt in den Ruhestand geht und
214sie verkaufen will.

215 Wie häufig genau Ärzte ihre Sitze
216verlegen, hält die KV unter Verschluss.
217Sie gibt die Zahlen auf Anfrage der „Welt
218am Sonntag“ nicht heraus, auch nicht
219unter Berufung aufs Landespressegesetz,
220obwohl sie das als öffentliche Behörde
221eigentlich müsste. Es gibt aber
222Anhaltspunkte. Dem Berliner
223Gesundheitssenat hat die KV für ein
224Dreivierteljahr, Herbst 2013 bis Mitte
2252014, die Zahlen genannt. Das Ergebnis:
22643 Arzt- und Therapeutenpraxen verlegten
227ihre Sitze allein in diesem Zeitraum,
228sieben davon nach Mitte, fünf nach
229Steglitz-Zehlendorf.

230 Die Kassenarztvertreter dürfen den
231Ärzten das erlauben – theoretisch selbst
232dann, wenn es somit keinen einzigen
233Internisten mehr in ganz Köpenick gibt.
234Denn in der bundesweiten
235Bedarfsplanung gilt ganz Berlin als ein
236Planungsbezirk. Dass ein Arzt sich,
237zumindest innerhalb der Grenzen der
238Planwirtschaft, niederlassen kann, wo er
239will, ist erst einmal nicht zu kritisieren –
240schließlich sind Ärzte selbstständige
241Unternehmer. Aus Sicht einer gesetzlich
242Versicherten wie Frau Kirsch jedoch ist
243das Ergebnis ungerecht. Sie zahlt zwar
244denselben Krankenkassenbeitrag wie
245Frau Müller oder Meyer in Charlottenburg,
246ist aber wesentlich schlechter versorgt.

247 Der Berliner Gesundheitssenator, Mario
248Czaja (CDU), der über die Berliner
249Kassenärzte die Aufsicht hat, findet, die
250kleine Enklave von Marktwirtschaft in
251seiner Stadt habe aus Sicht des Patienten
252auf desaströse Weise versagt. Er wünscht
253sich, dass die Standorte der Ärzte auch
254innerhalb Berlins – oder anderen großen
255Städten – genauer reglementiert werden
256müssten. Tun kann er dafür aber fast
257nichts. Czaja hat einen „Letter of Intent“
258zustande gebracht, in dem Ärzte- und
259Kassenvertreter versprechen, die Ärzte

260künftig besser auf die Stadtbezirke zu
261verteilen. Damit endet seine Macht.

262 Der Berliner Vorstand der
263Kassenärztlichen Vereinigung, Uwe
264Kraffel, sagt zu diesem Thema, angesichts
265der „guten Verkehrsverbindungen Berlins“
266sei eine Planung nach Bezirken „nicht der
267Weisheit letzter Schluss“. Patientinnen wie
268Frau Kirsch jedoch nutzt das gute S-Bahn-
269Netz der Stadt bei ihren Arztbesuchen
270wenig.

271 Wenn Ärzte jedoch ungehindert
272wegziehen dürfen aus Bezirken wie
273Köpenick, finden Kritiker wie Czaja, müsse
274sich eine Kassenärztliche Vereinigung
275schon fragen lassen: Warum unterstützt
276sie dann nicht wenigstens zum Ausgleich
277Kliniken, die Patienten ambulant
278versorgen?

279 Zumal: Auch die Ärzte in den MVZs sind
280Zwangsmitglieder in den Kassenärztlichen
281Vereinigungen, die so häufig gegen sie
282vorgehen. Mittlerweile beschäftigen
283Klageverfahren von Ärzten gegen ihre
284eigene Vereinigung einen ganzen
285Berufsstand von Anwälten. Einer von
286ihnen ist Ingo Pflugmacher von der
287Kanzlei Busse & Miessen in Bonn, einer
288der großen auf diesem Gebiet. Er sagt,
289die Kassenarztvertreter nutzten häufiger
290ihren bürokratischen Instrumentenkasten,
291um politische Interessen durchzusetzen.
292Beispiel Medizinische
293Versorgungszentren. „Wir haben einmal
294ein Krankenhaus vertreten, das ein MVZ
295eröffnen wollte. Die Kassenärztliche
296Vereinigung hat Widerspruch gegen die
297Zulassung eingelegt. Es zeigte sich
298ziemlich schnell, dass es dafür keine
299Rechtfertigung gab“, sagt Pflugmacher.
300„Der Chef der KV in diesem Bundesland
301sagte mir damals am Rande der
302Verhandlungen: Wissen Sie, mir ist klar,
303dass wir nichts in der Hand haben – aber
304unsere Ärzte erwarten das nun einmal von
305uns.“

306 Oft genug geht diese Strategie auf.
307Dumm nur für Patienten wie Frau Kirsch.

308 Nicht nur MVZs, auch einzelne
309niedergelassene Ärzte bekommen
310zuweilen die Härte der Kassenärztlichen
311Vereinigungen zu spüren, wenn sie mehr
312für die Patienten wollen und damit drohen,
313die eigenen Kollegen Einnahmen zu

314kosten. In Berlin streitet momentan eine
315Kinderärztin dafür, in einer eigenen Praxis
316Kinderpneumologie anbieten zu dürfen.
317Den Bedarf sieht sie täglich im
318Krankenhaus, in dem sie arbeitet:
319Kinderärzte schicken schwer
320asthmakranke Kinder – eine Folge der
321zunehmenden Zahl schwerer Allergien –
322dort hin, weil sie nicht wissen, wie sie
323ihnen noch helfen sollen. Der örtliche
324Zulassungsausschuss aus Kassenärzten
325und Krankenkassenvertretern lehnte ihren
326Antrag ab. Mit der Begründung, diese
327Kinder könnten doch von normalen
328Kinderärzten behandelt werden.

329 Die Kassenärztliche Vereinigung sagt
330dazu, die Ärzte in diesem Ausschuss
331seien nicht weisungsgebunden. Das
332müssen sie auch gar nicht sein, das
333Interesse ist ohnehin das Selbe: möglichst
334wenig Konkurrenz.

335 Auch in Sachsen gibt es einen Arzt, der
336seit Jahren der Kassenärztlichen
337Vereinigung wahnsinnig auf die Nerven
338geht. Jürgen Straube, Kardiologe aus
339Meißen. Seit Jahren schon versucht er,
340einen Sonderbedarf zu erstreiten: Er will
341aus seiner kardiologischen Praxis eine
342Brustschmerzambulanz machen, die zehn
343Stunden am Tag spontan erreichbar sein
344soll, um der hohen Sterblichkeit an
345Herzkrankheiten in Sachsen entgegen zu
346wirken. Dafür bräuchte er mindestens eine
347weitere Kassenzulassung für einen
348Kardiologen in seiner Praxis. Die
349Kassenärztliche Vereinigung will aber
350nicht, wie deren Landeschef Klaus
351Heckemann auf Anfrage bestätigt.
352Sonderbedarfen stimmten die
353Kassenärzte in seinem Land eigentlich nie
354zu, sagt er. Schließlich bräuchte man
355sonst bald gar keine Bedarfsplanung
356mehr.

357 Irgendwann ist womöglich der Streit
358zwischen Straube und Heckemann zur
359persönlichen Angelegenheit geworden.
360Spätestens am 5. September 2011. An
361diesem Tag beriet der KV-Vorstand über
362Straubes Bitte um Unterstützung dabei,
363seinen Sonderbedarfsantrag zu
364unterstützen. Stattdessen, geht aus
365internen Unterlagen hervor, entschied der
366Vorstand in derselben Sitzung etwas ganz
367anderes: Dr. Straube bekomme eine

368sogenannte Plausibilitätsprüfung, ob er
369überhaupt so viele Patienten versorgt
370haben konnte – oder vielleicht falsch
371abgerechnet hätte.

372 Straube musste alle
373Überweisungsscheine seiner Patienten
374eines Jahres einreichen. „Ein
375wahnsinniger bürokratischer Akt“, sagt er.
376Angeblich, kam bei dieser Prüfung heraus,
377habe er 450 Stunden zu viel an
378Leistungen abgerechnet. Er sollte
379demnach eine fünfstellige Summe
380nachzahlen, mindestens. Unter anderem
381ging es um Echokardiographien, also
382Herz-Ultraschall. Er legte Einspruch ein,
383beschwerte sich auf 250 Seiten bei der
384KV, listete jeden einzelnen Patienten auf.
385Heckemann, sagt Straube, habe daraufhin
386persönlich die Einstellung veranlassen
387müssen. Fragt man den sächsischen KV-
388Chef dazu, sagt dieser, die Behörde habe
389sich nicht verrechnet, sondern es sei eine
390Frage der Auslegung der Honorarordnung
391gewesen.

392 Rechtsexperten haben angesichts
393solcher Fälle den Eindruck, dass in den
394Kassenärztlichen Vereinigungen
395bürokratische Instrumente zuweilen als
396Druckmittel gegen unliebsame Ärzte
397eingesetzt würden. Das sagt zum Beispiel
398die ehemalige Justiziarin der
399Kassenärztlichen Vereinigung Bremen,
400Andrea Schulz. „Ich hatte den starken
401Eindruck, dass manche Ärzte in der
402Mitgliederversammlung mit ihrer Meinung
403zurückgehalten haben, weil sie
404befürchteten, dann einer besonders
405intensiven Honorarprüfung ausgesetzt zu
406sein.“ Dies habe auch für Ärzte gegolten,
407die gegen die Organisation aufbegehrten.
408Schulz hat über ihre Erfahrungen bei der
409KV ein Buch geschrieben, es heißt „Eine
410Frage der Selbstachtung“. Darin
411beschreibt sie, wie sie selbst aus ihrem
412Amt gemobbt wurde, nachdem sie
413Finanzmauscheleien innerhalb des
414damaligen KV-Vorstandes aufdeckte.

415 Wie genau Entscheidungen der
416Kassenärztlichen Vereinigungen zustande
417kommen, lässt sich für Außenstehende
418kaum nachvollziehen, seien es
419Plausibilitätsprüfungen, seien es
420Zulassungen oder Honorarverteilungen.
421Denn bei den KVen findet – obschon sie

422Körperschaften öffentlichen Rechts sind –
423fast alles hinter verschlossenen Türen
424statt. Es gibt meist nur geheime
425Sitzungen, es existieren keine detaillierten
426Sitzungsprotokolle, und die KVen
427veröffentlichen in der Regel auch nichts
428freiwillig. Nicht nur Journalisten, auch
429Forschungsinstitute berichten häufiger von
430Problemen, an Statistiken zu kommen. Es
431scheint, als sei das Strategie: Wer keine
432Zahlen kennt, kann uns auch nicht
433kritisieren.

434 Auch über das Zustandekommen der
435Gehälter der Funktionäre an der Spitze ist
436nur wenig bekannt. Lediglich, dass die
437jeweiligen Vertreterversammlungen aus
438Ärzten sie absegnen müssen. Uwe Kraffel
439etwa, der Berliner KV-Vorstand, verdient
440pro Jahr gut 204.000 Euro plus knapp
44128.000 Euro an Versorgungsleistungen.
442Nicht nur er, auch alle anderen
443Funktionäre an der Spitze der 17
444Kassenärztlichen Vereinigungen,
445verdienen mehr als die Bundeskanzlerin.

446 Manchen von ihnen reicht das offenbar
447nicht. Immer wieder versuchten in den
448vergangenen Jahren KV-Vorstände, die
449Intransparenz für ihre persönlichen
450Zwecke zu nutzen. Kraffel und seine
451beiden Mitvorstände etwa ließen sich
4522011 je 183.000 Euro an
453Sonderzahlungen absegnen. Die
454Staatsanwaltschaft ermittelte deshalb
455wegen Untreue. Der Prozess vor dem
456Landgericht hat noch nicht begonnen. Die
457Funktionäre sind weiter im Amt, nachdem
458im Februar eine Abstimmung der Ärzte
459über ihre Amtsenthebung scheiterte. Dafür
460wäre eine Zweidrittelmehrheit erforderlich
461gewesen.

462 Gegen einen anderen Kassenarzt-Chef
463ist das Gerichtsverfahren schon
464abgeschlossen: Hans-Joachim Helming,
465Chef der Brandenburger Kassenärzte,
466wurde im vergangenen Herbst wegen
467Vorteilsannahme verurteilt. Er hatte sich
468von einer IT-Firma, die ihre Produkte an
469die Kassenärztliche Vereinigung verkauft,
470zur „Potsdamer Schlössernacht“ einladen
471lassen. Auch er ist nach wie vor im Amt.

472 Selbst in der Spitzenorganisation der
473Kassenärzte gibt es derzeit Ermittlungen
474wegen Untreue, wie die „Welt“ kürzlich
475berichtete: Die Kassenärztliche

476 Bundesvereinigung (KBV) in Berlin
477 bestätigte auf Anfrage, dass sie ein
478 externes Anwaltsbüro beauftragt hat, um
479 Vorgänge aus der Amtszeit ihres Ex-Chefs
480 Andreas Köhler zu prüfen. Dabei soll es
481 unter anderem um Zahlungen an Dritte zu
482 Lasten der KBV gehen, die „sittenwidrig
483 hoch“ gewesen sein sollen.

484 Die Anwälte prüfen auch Köhlers
485 Ruhestandsbezüge: Er hatte während
486 seiner Amtszeit seine Ehefrau zur
487 Personalchefin gemacht. Diese wiederum
488 veranlasste im vergangenen August eine
489 Erhöhung seiner Ruhestandsbezüge um
490 zehn Prozent, auf 21.308,83 Euro im
491 Monat – ohne dies vom Vorsitzenden der
492 Vertreterversammlung, dem
493 Aufsichtsgremium, absegnen zu lassen.
494 Das geht aus einem Schreiben der
495 stellvertretenden Vorsitzenden der KBV
496 ans Bundesgesundheitsministerium vor
497 ein paar Wochen hervor, das dieser
498 Zeitung vorliegt. Aus dem Umkreis der
499 Spitzenorganisation heißt es, es könnte
500 eine Viertel- bis eine halbe Million Euro
501 von Köhler zurückgefordert werden.

502 Dass so etwas gedeihen kann, liegt an
503 der fehlenden Kontrolle. Eigentlich sollen
504 die jeweiligen Landesministerien für
505 Gesundheit oder Soziales den
506 Kassenarztvertretern auf die Finger
507 schauen, und das
508 Bundesgesundheitsministerium der
509 Kassenärztlichen Bundesvereinigung.
510 Tatsächlich tut sie das oft nicht. In der
511 Causa Köhler etwa wurde das Haus von
512 Minister Hermann Gröhe (CDU) nach
513 Informationen dieser Zeitung erst vor
514 Kurzem tätig. Offiziell teilt es nun mit, es
515 laufe ein Aufsichtsverfahren, das
516 voraussichtlich im August abgeschlossen
517 werden solle.

518 Die „Welt am Sonntag“ hatte bereits
519 Mitte März beim Ministerium Akteneinsicht
520 beantragt, um herauszufinden, wie genau
521 es die Spitzenorganisation der
522 Kassenärzte kontrolliert. Das Haus wehrt
523 sich seither, Auskunft zu geben – obwohl
524 es dies nach dem
525 Informationsfreiheitsgesetz tun müsste.
526 Die Redaktion hat das Ministerium nun auf
527 Auskunft verklagt.

528 Diese Schweigeallianz aus Politik und
529 Funktionären der Selbstverwaltung ruft

530viele Kritiker auf den Plan. „Die
531Kontrollmechanismen über die
532Kassenärztlichen Vereinigungen genügen
533ganz einfach modernen demokratischen
534Maßstäben nicht“, urteilen die Beobachter
535von Transparency Deutschland.
536Renommierte Gesundheitsökonom sagen,
537unser Kassenarztsystem sei an vielen
538Stellen anfällig: für willkürliche
539Entscheidungen oder Einflussnahme im
540Sinne einzelner Arztgruppen. Wörtlich
541zitieren lassen möchte sich damit aber
542keiner der Experten. Wer zu sehr mit den
543Kassenärzten auf Konfrontation gehe,
544sagt einer von ihnen, sei „politisch
545erledigt“. Gesundheitsökonom Kolb von
546der Hochschule Rhein-Main sagt
547vorsichtig: „Bei allem Befürworten der
548Selbstverwaltung müsste hier die
549staatliche Aufsicht häufiger ihrer
550zugewiesenen Aufgaben nachkommen.“

551 Fragt man Politiker, warum sie die
552Kassenarztvereinigungen nicht
553gründlicher kontrollieren, sagen manche
554von ihnen unter der Hand: Für sie sei es
555bequem, jemand anderem den Schwarzen
556Peter zuschieben zu können, wenn es mit
557der ärztlichen Versorgung irgendwo nicht
558so gut läuft – zum Beispiel auf dem Land.
559Über ganz Deutschland verteilt fehlen an
560den Orten, in die kein Mediziner will,
561momentan 2600 Hausarzt- und 2000
562Facharztpraxen, schätzt die
563Kassenärztliche Bundesvereinigung. Die
564AOK fasste dieses Problem in einer
565vergangene Woche veröffentlichten Studie
566– mit Seitenhieb auf die KVen – so
567zusammen: Es gibt keinen Ärztemangel,
568nur die Verteilung ist schlecht.

569 Bayern ist eines dieser Bundesländer,
570das viel Fläche hat und deshalb
571versuchen muss, viele Landärzte zu
572begeistern. Dafür, diesen Spagat
573hinzubekommen – einerseits die
574Versorgung gewährleisten, andererseits
575Ärzte glücklich machen – ist Wolfgang
576Krombholz verantwortlich. Er ist der Chef
577der größten aller Kassenärztlichen
578Vereinigungen, vertritt 24.000
579Kassenärzte und Psychotherapeuten.

580 Krombholz ist ein zuvorkommender
581Herr, weißes Haar, Lesebrille um den Hals
582hängend, ehemaliger Hausarzt. Wenn der
583oberste bayerische Ärztefunktionär

584entspannen will, blickt er auf eines der
585beiden großformatigen Ölgemälde an den
586Wänden: abstrakte Segelboote, ein
587kleines Ruderboot. Sooft es geht, erzählt
588er, flüchtet er aus der Stadt und fährt ans
589Wasser. Sein eigenes Boot sei schon
590etwas größer als das Ruderbötchen auf
591dem Bild, sagt er, aber nicht wesentlich,
592und schmunzelt.

593 Krombholz kann nachvollziehbar
594erklären, warum Ärztesfunktionäre auch
595Besitzstandswahrer sein müssten – und
596dafür sorgen, dass nicht zu viele Anbieter
597von medizinischen Leistungen, etwa
598Krankenhäuser, Zugriff auf die
599ausgehandelten Geldtöpfe der Ärzte
600haben dürften. „Niedergelassene Ärzte
601sind schließlich auch Unternehmer“, sagt
602er. Sie müssten kalkulieren: wie viele
603Patienten müssen pro Monat in meine
604Praxis kommen, damit diese sich rechnet?
605Wenn nun aber ambulant behandelnde
606Krankenhäuser den Ärzten die Patienten
607abzögen, sagt er, wäre das eine
608Katastrophe: „Dann kann es nämlich
609langfristig sein, dass zum Beispiel die
610Hälfte der niedergelassenen
611Gastroenterologen ihre Praxen schließen
612muss, weil sie nicht mehr genug
613verdienen“, sagt er. „Und dann“, sagt er
614mit ernstem Blick, „dann hat sich die
615ärztliche Versorgung der Menschen
616verschlechtert anstatt verbessert.“

617 Seine Argumente sind durchaus
618nachvollziehbar. Und doch kann auch er
619seine Organisation, wie alle
620Kassenarztefunktionäre, nicht völlig
621abschotten. Von der Bundespolitik ist
622ausdrücklich gewünscht, dass der Markt
623sich öffnen soll. Doch wie viel Konkurrenz
624muss sein? Darüber streiten die
625Spitzenfunktionäre der Kassenärzte
626momentan auf ganz großer Bühne.

627 Der Mann, der die Strukturen ins
628Wackeln bringt, ist ausgerechnet einer
629aus ihrer Mitte: Andreas Gassen, der neue
630Mann an der Spitze der Kassenärztlichen
631Bundesvereinigung. Dabei wirkt er erst
632einmal nicht wie ein Revoluzzer:
633Orthopäde mit Praxis auf der Düsseldorfer
634Kö, nach hinten gekämmtes, gewelltes
635Haar, Bentley-Fahrer.

636 Und doch hat er sich in den
637vergangenen Wochen wahnsinnig

638unbeliebt gemacht bei den Landeschefs:
639Gassen hat gemeinsam mit Vertretern der
640Krankenhaus-Lobby dafür gesorgt, dass
641Patienten in Zukunft bei bestimmten
642schweren Krankheiten deutlich häufiger
643als heute auch ambulant von
644Krankenhäusern behandelt werden
645dürfen. So könnten, ist Gassens Hoffnung,
646die Wartezeiten auf einen Facharzttermin
647sinken – was in diesem Frühjahr großes
648Streitthema in der Gesundheitspolitik war.

649 Mit den Landesvorsitzenden war das
650aber nicht abgesprochen, was politisch
651äußerst ungeschickt war. Denn die
652Kassenärzte wird das kräftig Einnahmen
653kosten. Seit einem knappen Vierteljahr
654versuchen einige von ihnen, ihn
655loszuwerden. Sie trauen ihm einfach nicht
656über den Weg, sagen einige von ihnen.
657Der Streit zeigt, wofür die
658Kassenarztapparate ihre Energie zuletzt
659häufig vor allem nutzten: darüber zu
660streiten, wer das größte Stück vom
661Kuchen abbekommt.

662 Ende Mai in Frankfurt am Main. Die
663Länderchefs der Kassenärzte treffen sich
664jedes Jahr um diese Zeit zu einer
665öffentlichen Vertreterversammlung.
666Diesmal auf dem Frankfurter
667Messegelände. Gassens sonst oft
668selbstsicheres, gewinnendes Lachen
669kommt an diesem Tag nicht zum
670Vorschein. Es geht um viel für ihn, im
671Vorfeld haben mehrere Landeschefs seine
672Abwahl gefordert. Als Gassen das Wort
673ergreift, redet er mit Leidenschaft. „Wir
674dürfen nicht als Besitzstandswahrer
675auftreten, wir müssen uns öffnen“, ruft er
676zum Abschluss vom Podium herunter.
677Immerhin: Er schafft es an diesem Tag,
678genügend Vertreter von seiner Position zu
679überzeugen, um im Amt zu bleiben.

680 Mittlerweile hat Gassen sich auch
681längerfristig etabliert. Anfang Juli einigten
682sich die Vorsitzenden der
683Landesverbände – natürlich in geheimer
684Sitzung: Gassen darf bleiben, aber die
685Landesvertreter wollen ihm künftig
686deutlich mehr auf die Finger schauen. Elf
687der Landeschefs fordern, dass es
688demnächst in der Bundesvereinigung
689„transparente Verfahren und klare
690Verantwortlichkeiten“ geben solle. Für den
691Laien klingt es schon erstaunlich, dass es

692die bisher noch nicht gibt.